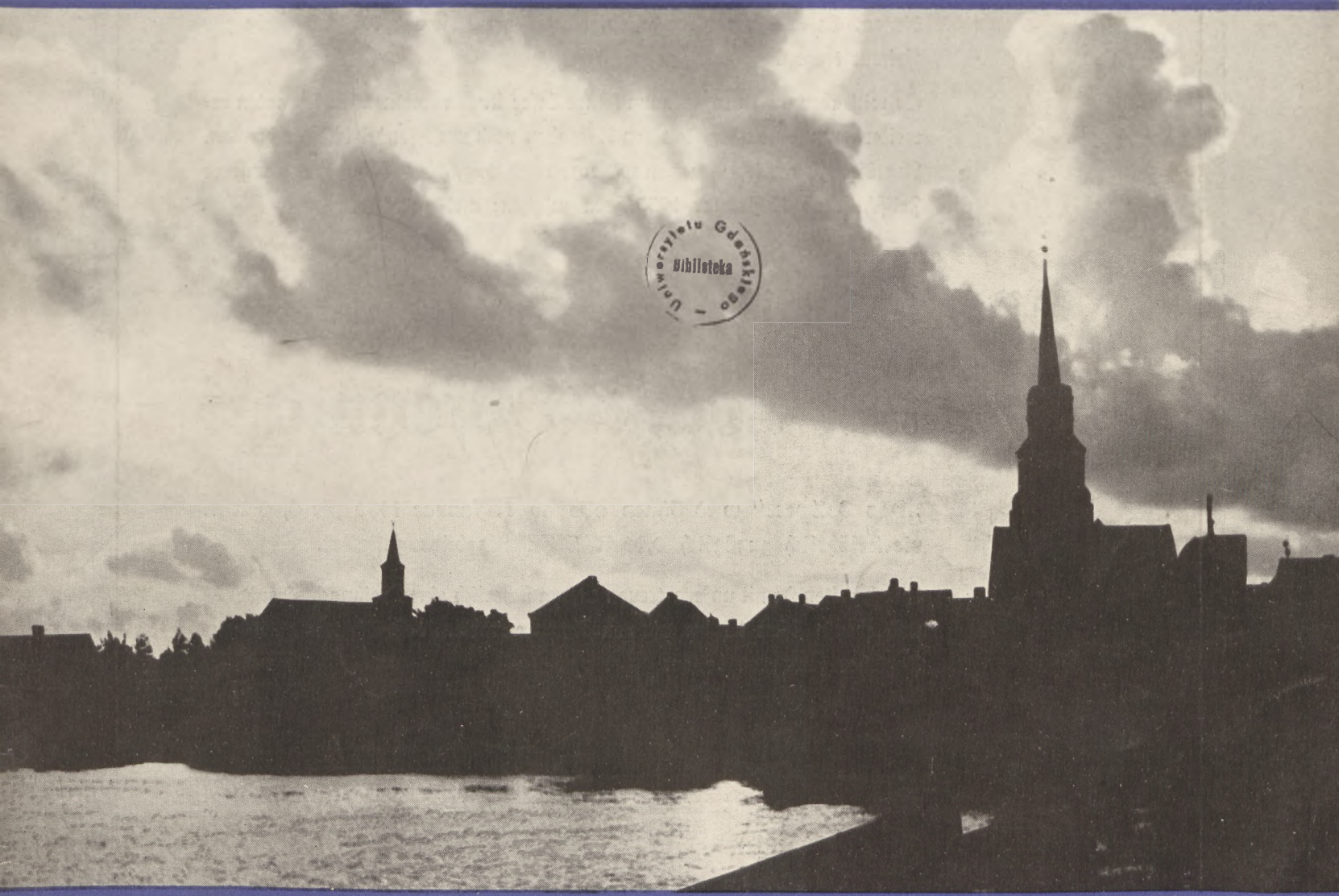
# Das Bollwerk

## Zeitschrift für die Pommersche Heimat



**Silhouette der Stadt Wollin.** Aufn.: Teschke

Uniwersytet Gdański Biblioteka

**STETTIN**
**DEZEMBER 1938**

**Preis 60 Pf.**

**Aus dem Inhalt: Ostpommersche Weihnacht ★ Was wissen Sie von pommerscher Brauchkunst? ★ Pommern in aller Welt ★ Ostpommerns Beziehungen zum Weichselland ★ Erzählungen von Krieger, Reepel, Zebrowski ★ Blick in den Osten ★ Rätsel u. v. a. m.**

Pommerland Ostseestrand

# An unsere Leser!

In den fünf Jahren seines Bestehens hat sich „Das Bollwerk", die Zeitschrift des schönen Landes am Meer, einen großen Kreis treuer Leser erworben. Es ist draußen wie in der Heimat Künder pommerschen Schaffens und pommerscher Kultur und der unendlichen Schönheiten pommerscher Landschaft geworden.

„Das Bollwerk" will also in allem, in Text und Bild, zunächst der Heimat dienen. Es will alle die erfassen, die in ihrem Herzen die tiefe Liebe zur Heimat tragen.

Es will aber auch den Stamm seiner Leser in den kommenden Monaten erweitern, um seine vielgestaltigen Aufgaben noch umfassender lösen zu können. Um dies zu erreichen, haben wir uns entschlossen, den Bezugspreis unserer Zeitschrift ab 1. Januar 1939 herabzusetzen: und zwar kostet

# „Das Bollwerk"
# nur noch 30 Pfennige!

**„Das Bollwerk" wird Ihnen also ab 1. Januar 1939 für 0,90 RM. vierteljährlich zuzüglich 0,06 RM. Zustellgebühr geliefert.**

Wir bereiten damit unsern treuen Lesern sicherlich eine Weihnachtsfreude — und ebenso sicher dürfen wir von Ihnen erwarten, daß Sie uns gern neue Bezieher gewinnen helfen.

Das Bollwerk

**Schriftleitung und Verlag**

Winterabend auf dem Darß. Radierung von H. Schultze-Jasmer

# Das Bollwerk

MONATSZEITSCHRIFT FÜR NATIONALSOZIALISTISCHES GEISTESLEBEN IN POMMERN

9. Jahrgang | Stettin, Dezember 1938 | Heft 12


Biblioteka Uniwersytetu Gdańskiego

## Ostpommersche Weihnacht

VON PAUL GRASE

Weihnachtsstimmung liegt über dem stillen, ostpommerschen Dörfchen.

Am Nachmittag waren große weiße Flocken aus grauem Himmel herniedergegangen, und als wenig später ein letzter, zager Sonnenstrahl über die winterliche Landschaft huschte, glitzerten Tausende von Schneekristallen leuchtend auf.

Vermummten Gestalten gleich reihen sich die weißbemützten Zaunpfähle aneinander, und vor der ungefügen hölzernen Pumpe auf dem Hofe kann man sich bei der schnell hereinbrechenden Dämmerung fast fürchten.

Märchenzauber - - -

Aus den verhangenen Fenstern der Bauernhäuser und Tagelöhnerkaten dringt matter Lichtschein über die kleinen Vorgärten hinweg auf die Straße. Hier und dort schimmern mild die Weihnachtskerzen in die Nacht hinaus.

War das eine Aufregung bei der Bescherung! „So fleißig wie in diesem Jahre ist der Weihnachtsmann noch nie gewesen", stellten jubelnd die Kinder fest. Meist waren es notwendige Kleidungsstücke, die auf dem Gabentisch lagen: ein Paar derbe Schuhe, eine Winterjoppe, selbstgestrickte Handschuhe oder Strümpfe. Immer aber fand sich auch ein kleines Spielzeug unter den Geschenken, und eine noch so einfache Puppe oder ein Pferdchen für billiges Geld lösten unter der anspruchslosen Schar weit größere Freude aus als ein kostbares Geschenk bei den oft verwöhnten Stadtkindern.

Der brennende Lichterbaum, geschmückt mit Äpfeln, selbstgemachten Ketten und Tieren und dem üblichen bunten Flitterkram, blickt auf ein Bild voll behaglicher Zufriedenheit herab. Man sitzt gemütlich um den großen Tisch herum, durchstöbert die „bunten Teller" nach allerlei Leckerbissen oder knackt eifrig Nüsse.

Da - plötzlich dringt ein Lärm und Toben von der Straße herein, unheimlich und verworren. Immer näher kommt es.

### Wihnachtsklång'

**Wenn 't in si'm Glanz von helle Kerze**
**So strahle seih de' Wihnachtsbom,**
**Denn denk ick mit bewegtem Herze**
**Still trügg an mine Kindheetsdrom.**

**Wat weere 't eis för selig Stun'ne,**
**Wat weer 't 'n herrlich, köstlich Tid;**
**Nu hett min Wünschen 't Enn sacht fun'ne,**
**Un min letzt Stun'n is nich mehr wid.**

**Un doch, bi all dem frohe Trubel,**
**Dem Singen, Klingen üm mi her,**
**Is 't grad, as ret mi mit dei Jubel,**
**As wenn 'k noch e Kindke weer.**

Otto Graunke.

Schon unterscheidet man deutlich lautes Klappern, Hörnerblasen und endloses Gebimmel. Peitschengeknall und Schüsse zerreißen die Luft, daß man schier meint, die „wilde Jagd" brause heran.

Jäh verstummen im Zimmer die Gespräche. Selbst die Großmutter läßt für einen Augenblick das Spinnrad ruhen. Nur noch das leise Bruzzeln der Bratäpfel klingt aus der Ofenröhre.

„Der Weihnachtsschimmel kommt!" Fritz und Grete stürmen ans Fenster, aber obgleich sie sich fast die Nasen plattdrücken, sie können draußen nichts erkennen. Jetzt poltert es an der Hintertür, daß die drei Kleinsten ängstlich zur Mutter flüchten. Und als der Vater die Stubentür weit öffnet, sieht man im Schein des herausfallenden Lichtes eine gar wunderliche Gesellschaft. Ein Pferd, ein „richtiger" Schimmel, tritt herein und trägt einen Reiter mit langem Bart. Der dunkle Schlapphut, dessen breite Krempe das Gesicht tief beschattet, verstärkt den unheimlichen Eindruck dieser Gestalt. Nicht minder furchterregend wirkt die Begleitung, zumal die Frau, mit einem losen weißen Gewand und wollenem Kopftuch bekleidet, eine Rute führt. Der zwölfjährige Fritz, der sich ihr tapfer in den Weg stellt (ein Pimpf wird sich doch nicht fürchten!), bekommt sie als erster recht kräftig zu schmecken, so daß es ihm ratsam erscheint, weiter in den Hintergrund zu treten. Von einem zum andern geht nun die Frau, und schweigend teilt sie mit ihrer Rute leichte Schläge aus. Sie verschont weder Vater noch Mutter noch die drei Jüngsten, die sich krampfhaft an Mutters Rock und Schürze festklammern. Nur die Großmutter scheint sie vergessen zu haben. Allmählich beruhigen sich die Kleinen und werden dreister. Sie begnügen sich mit dem Schutz der alten „Oma", als die Mutter für einen Augenblick nach der Küche verschwindet. Nun kommt sie wieder mit einer vollen Schürze. Kuchen, Äpfel, Nüsse, sogar eine Flasche selbstgekelterten Obstwein bringt sie als „Heischegaben" für den Weihnachtsschimmel. Neugierig gucken die Kinder zu, wie der Begleiter die Sachen sorgsam in einem Beutel verstaut. Nur der kleine Hansi benutzt die Gelegenheit, um ganz verstohlen den Schimmel ein wenig am Schwanz zu zupfen. Das hatte aber wirklich niemand bemerkt.

Nach dem Abgang der seltsamen Gruppe hebt ein Fragen und Erzählen an, das kein Ende nehmen will. Jeder hat etwas besonders Wichtiges und Merkwürdiges beobachtet, das er durchaus nicht verschweigen darf. Endlich begehrt Fritz zu wissen, was das mit dem Weihnachtsschimmel überhaupt auf sich habe.

Ein feines Lächeln spielt um das gutmütige Gesicht der Ahne. Was könnte sie nicht alles erzählen! Sie ist ja auch einmal jung gewesen. Es gab eine Zeit, da stritten sich die Burschen, wenn sie in die Spinnstube kamen, um die schmucke Tänzerin. Auch damals ging in jedem Jahr der Weihnachtsschimmel um. Sogar in den Viehstall trottete er, und dumm glotzten Kühe und Schweine, unruhig wieherten die Pferde, wenn sie mit der Rute gestrichen wurden. In den „Zwölften" spukten wunderliche Gestalten durch das Dorf, daß man sich abends kaum auf die Straße getraute. Geschichten vom wilden Jäger, der in den Rauhnächten durch die Lüfte stürmt, schauerliche Geschehnisse von Hexen und Dämonen, von Kobolden, Nixen und Elfen wurden beim Surren der Spinnräder lebendig. Zu wem dürfte man heute wohl davon sprechen! Nein, nein! Man würde doch bloß verlacht werden.

„Ihr wißt", nimmt der Vater nach einigem Überlegen das Wort, „daß schon vor vielen tausend Jahren unsere germanischen Vorfahren hier wohnten. Und ihr wißt sicher auch, daß die Germanen ihre eigene Religion hatten. Sie glaubten, die Welt wird von Göttern regiert; von

**Gruppe von Schimmelreitern in Schmolsin, Kr. Stolp**

solchen, die es gut mit den Menschen meinten, die ihnen das Licht spendeten und Fruchtbarkeit und Kriegsglück, und von bösen Gottheiten, die ihnen Schaden zufügen konnten. Als höchster Gott galt ihnen Wodan. In den ‚Zwölf heiligen Nächten', die mit dem Julfest, der Wintersonnenwende, ihren Anfang nehmen, begibt sich Wodan, auf einem Schimmel reitend, zu den Menschen. Seine Gemahlin Freya, die ihr aus eurem Märchenbuch als Frau Holle kennt, begleitet ihn. Die Rute in ihrer Hand ist die Lebensrute. Die soll von der großen Weltesche stammen, die nach dem Glauben unserer Vorväter die ganze Welt stützt und trägt. Durch Berühren mit der Rute spendet die Göttin Lebenskraft und Fruchtbarkeit. Wenn sie damit über die Felder schreitet, gibt es eine gute Ernte. Die bösen Geister aber, die Unholde und Dämonen, gönnen den Menschen diesen Segen nicht. Damit sie jedoch kein Unheil anrichten können, sucht man sie rechtzeitig durch Klingeln und Klappern, durch Knallen und allerlei Lärm zu verscheuchen. Und wenn Mutter den Weihnachtsschimmel beschenkte, so hat auch das seinen Sinn. Diese Geschenke deuten hin auf die Opfergaben, die die Germanen ihren Göttern, und besonders Wodan, zu bestimmten Zeiten darbrachten. Um ihnen zu danken oder um sie günstig zu stimmen, opferte man Tiere und Erträge aus der Ernte. Ihr seht also, daß der Weihnachtsschimmel nicht irgendein Mummenschanz ist; in ihm ist uraltes Brauchtum aus Vätertagen bis in unsere heutige moderne Zeit hinein lebendig geblieben."

Mäuschenstill hatten die Kinder den Worten des Vaters gelauscht. Selbst Mutter zeigte ein nachdenkliches Gesicht, und Großmutter hatte mehrmals zustimmend genickt. Dann schlummern die Kleinen bald friedlich in ihren Bettchen. Ob sie wohl vom Weihnachtsschimmel träumen?

**Weihnachtsschimmel aus Hebrondamnitz, Kr. Stolp** *Aufn.: Grase*

# Ostpommerns Beziehungen zu Danzig und zum Weichselland

VON WILLI QUADE

Als nach dem Kriege der Hauptteil Westpreußens zu Polen kam und Danzig eine Freie Stadt wurde, zerrissen alte und enge Beziehungen zwischen Pommern und dem Weichselraum. Trotz der neuen Grenze brauchte aber die Trennung zwischen beiden Gebieten heute nicht so groß zu sein, wie sie ist: uns Ostpommern wäre es heilsam, nicht immer nur auf die Grenze, sondern auch einmal über die Grenze zu sehen. Die politische Entwicklung um Danzig, darüber hinaus die Politik Polens, der Baltischen Staaten sollte unser dauerndes Interesse erregen.

Bei den Beziehungen zwischen unserer Heimat und dem Weichselland war Ostpommern der kulturell Empfangende. Denn das reiche Danzig ist seit Jahrhunderten eine Pflegestätte der Wissenschaften und Künste. Ostpommern dagegen ist von der Natur nicht bevorzugt. Oft spielt der Wettergott dem Landmann böse Streiche, schickt späte Fröste zur Baumblüte und endlose Dürre zur Wachstumszeit im Frühling. Nur wenige Bezirke, das Rügenwalder Amt und Teile des Stolper Kreises, weisen gute Böden auf. Trostlose Sandböden, endlose trockene Kiefernwälder schließen durch einen verkehrsfeindlichen Gürtel im Rummelsburger und Bütower Kreise dieses Gebiet nach Süden ab. In dieser Landschaft geht das Leben der Menschen um einfache Dinge, um ein Roggenfeld, um eine Viehkoppel; hier wird um das tägliche armselige Brot gearbeitet und gesorgt.

Auch unsere Küste in Ostpommern ist verkehrsfeindlich. Die See wird sonst völkerverbindend genannt, das trifft für Ostpommern nicht zu: eine völlig hafenlose Küste verwehrt den Schiffen die Landung. Wie meeresverbunden sind Städte und Dörfer in Rügen, Vor- und Mittelpommern. Diese Verbundenheit mit dem Meere finden wir in Ostpommern nur bei den wenigen Fischern. Die Häfen von Rügenwalde und Stolpmünde sind viel zu klein, als daß sie den Sinn in die Weite wecken könnten. Zu dieser natürlichen Verkehrsfeindlichkeit des Nordens und Südens unseres Gebietes kam der politische Abschluß im Osten durch die neue Grenze, die den alten Weg nach dem Weichselland, nach Danzig und Ostpreußen unterband.

Ostpommerns politische Beziehungen zum Weichselraum waren einst sehr eng. Aber wer denkt heute noch daran, daß die Macht des Greifen im Wappen der Herzöge von Pommerellen von Danzig bis zum Gollen reichte! Nur wenige wissen, daß einst ein Zweig dieser Herrscherfamilie in unserem Dorfe Belgard im Kreise Lauenburg auf einem steilen Randhügel eine starke Burg besaß. Sie bot Schutz gegen Angriffe aus dem Stolper Land, als dieses einem Sonderzweig der Herzogsfamilie angehörte. Den Herzögen von Pommerellen verdankt Danzig, die deutsche Kaufmannsstadt, ihre Begründung. Vor allem kamen Kaufleute aus Lübeck und Niedersachsen und verbreiteten deutsches Wesen und deutsche Kultur an der Weichselmündung. Das war vor 800 Jahren.

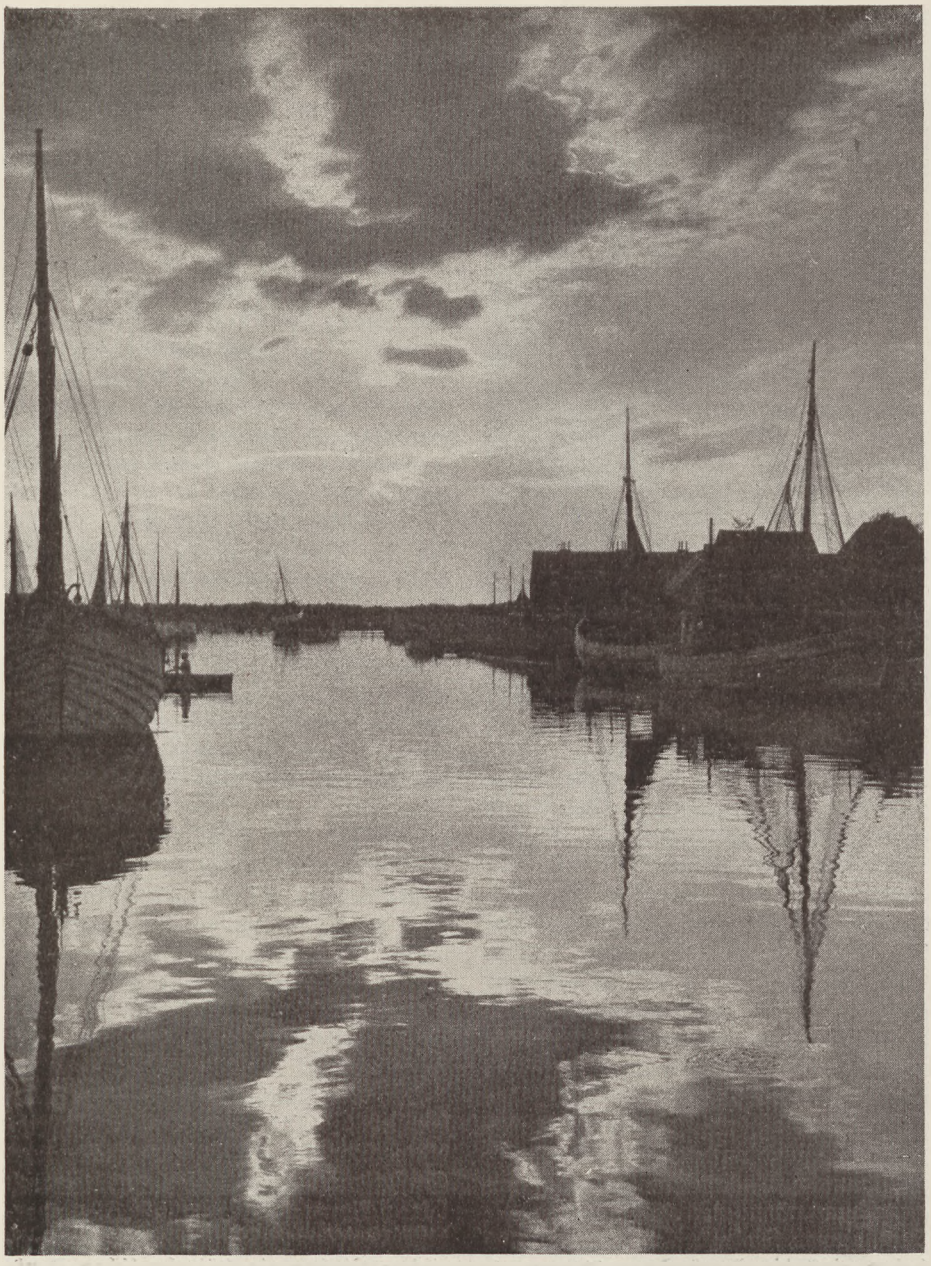
Auch zur Ordenszeit gehörten Lauenburg und Bütow politisch zum Weichselland. Der Ritterorden erwarb Pommern bis zur Leba 1309 und 1357 das Land Bütow. Das pommerellische Herzogshaus war vor dieser Erwerbung bereits ausgestorben, und der Ritterorden erhielt die Gebiete von den Erben des Herzogshauses, den Askaniern, die damals in Brandenburg herrschten. Die weiter westlich gelegenen Gebiete Pommerellens traten die Askanier an die Herzöge von Wolgast ab. Wahrscheinlich haben einst die Herzöge von Pommerellen mit den Herzögen von Pommern-Wolgast in verwandtschaftlichen Beziehungen gestanden. Denn ursprünglich bezeichnete der Name Pommern das Gebiet von der Oder bis zur Weichselmündung. Erst lange Jahre nach der Erwerbung des östlichen Gebietes durch den Orden entstand der Name Pommerellen.

Als der Orden Lauenburg erwarb, stand er in einem Kampfe auf Leben und Tod mit Polen. Erst das Jahr 1343 brachte den Frieden. Aber bereits vor dem Friedensschluß begann die Arbeit des Ordens in unserer Heimat. Dietrich von Altenburg, der Ordenshochmeister, stellte am 1. 1. 1341 die Handfeste der Stadt Lauenburg aus, also die Urkunde, die die Grenze des Stadtgebietes, Rechte und Pflichten der Bürger festsetzte. Nur noch zwei Jahre trennen uns somit von dem 600jährigen Jubiläum unserer alten lieben Stadt. Ruttcher von Emmerich erhielt den Auftrag, Siedler nach Lauenburg zu holen und sie hier anzusetzen.. Woher die ersten Bürger Lauenburgs kamen, läßt sich nicht nachweisen; wahrscheinlich sind es Niedersachsen gewesen. Aus diesem Gebiet stammen die meisten Ordenssiedler.

Die Landmesser des Ordens entwarfen den Stadtplan. Bescheidene Holzhäuser werden sich an den Straßen erhoben haben; denn die neuen Bürger haben erhebliche Verpflichtungen der Stadt gegenüber gehabt, um die Befestigung der Stadt durchzuführen. Am Bau der Stadtmauer und am Auswerfen des Stadtgrabens hat allerdings auch die ländliche Bevölkerung der Umgebung mitarbeiten müssen. Der Orden förderte besonders den Bau der Burg, des Hauses des Vogtes, das er mit den ihm unterstellten Ordensbrüdern bewohnte. Die Leba wurde so dicht an die jetzige Wilhelmshöhe in Form eines Kanals herangeführt, daß das für die Schrotmühle notwendige Gefälle entstand. Und bald wuchs auch der mächtige Bau der Jacobikirche empor.

Das 14. Jahrhundert war das Jahrhundert der Blüte des Ordens; er verfügte über die besten Baumeister und Stadtplaner. Und so ist Lauenburg mit seinem klaren Stadtgrundriß, seiner vorbildlichen Burganlage und prächtigen gotischen Kirchen ein städtebauliches Denkmal hohen Ranges geworden. In späteren Jahrhunderten haben unfähige Baumeister das äußere Bild der Stadt arg verschandelt. Nie mehr hat sich eine Regierung für die bauliche Gestaltung unserer kleinen Stadt in großzügiger Weise fördernd eingesetzt. Erst nach der Machtübernahme durch den Führer haben wir im Bau der Hochschule ein architektonisches Meisterwerk erhalten.

Auch Bütow verdankt sein einziges bauliches Denkmal, die Burg, dem schöpferischen Geist des Ordens. 50 Jahre nach der Anlage von Lauenburg entstand dort ein befestigtes Lager, umgürtet von mächtigen Mauern und trutzigen Ecktürmen. Ein Werk wahrer Monumentalität. Nicolaus Fellensteyn, anfangs in Danzig wohnhaft, dann Baumeister des Hochmeisters in Marienburg, einer der



**Fischerboote in einem ostpommerschen Hafen**

fähigsten Architekten der deutschen Ordenszeit, hat dieses Werk geschaffen.

Der Orden brach im 13jährigen Zweifrontenkrieg gegen Polen-Litauen und den preußischen Städtebund zusammen. Der siegreiche Polenkönig übergab 1455 die Lande Lauenburg und Bütow an den Herzog Erich den II. von Pommern. Die pommerschen Herzöge haben die im Kampfe beschädigte Ordensburg wieder hergerichtet. Der Blick Ostpommerns aber ist für die nächsten 200 Jahre nach dem Westen gerichtet, wo in Stettin und Wolgast die Herzöge von Pommern ihre Residenz hatten - und er blieb es, als 1657 der Große Kurfürst unsere Heimat seinem Reiche einfügte. Lauenburg lag für Berlin halb aus der Welt, eine kulturelle Beeinflussung dieses entlegenen Zipfels kam nicht in Frage. Darum besuchten die Söhne unseres Adels die höhere Schule in Danzig, das Gymnasium Academicum. Von dort bezog der kulturell Hochstehende schöne Möbel und Kunstgegenstände. Aber damals gab es nicht viele Wohlhabende in Ostpommern.

In der Reformationszeit führte Danzig die protestantische Lehre ein, genau so wie Pommern. Es bestanden Beziehungen zwischen den führenden Geistlichen beider Gebiete. Danzig hatte damals den Gipfel seiner Macht, die Höhe seines Handels und Reichtums erreicht. Der Tüchtige fand dort sein Feld und seinen sicheren Aufstieg. So verließ mancher pommerscher Handwerker seine Heimat und bewarb sich in Danzig um das Bürgerrecht. Auch der Adel knüpfte persönliche Beziehungen zu der Königin der Weichsel. Ein Zitzewitz war Danziger Feldherr am Ende des 16. Jahrhunderts. Die Grafen von Krockow, die im Nordteil des Kreises Neustadt umfangreichen Landbesitz ihr Eigen nennen, erwarben mehrere Güter im Kreise Lauenburg, und zwar 1574 Roschütz, einige Jahrzehnte später Charbrow, Lubienz (Labenz) und Osseken. Diese drei letzten Güter waren ursprünglich Besitz des Bischofs von Leßlau (Wloclawek) gewesen. Dann haben die Weyhers diese Güter erworben. Die deutsche Familie von Weyher hatte maßgebenden Einfluß in Marienburg und Nordpommerellen, da sie führende Staats- und Militärstellen im polnischen Dienst besaß. Im 16. Jahrhundert unterhielten die Grafen von Krockow wertvolle Beziehungen zu benachbarten Höfen, so zum König von Schweden. Es ist ganz klar, daß der Einfluß beider Familien Kulturgüter des Weichselraumes nach Ostpommern führte. Im Dreißigjährigen Kriege bildete das neutrale Danzig eine Zufluchtstätte für ganz Ostdeutschland. Auch aus Ostpommern wird manch ein Flüchtling Schutz hinter den starken Mauern der Stadt gesucht haben. Mit dem Erstarken Brandenburg-Preußens und Polens verringerte sich die Handelsbedeutung und auch der kulturelle Einfluß Danzigs auf seine Umgebung. In Brandenburg-Preußen lagen Handel und Wandel im 17. Jahrhundert infolge der Nachwirkung des Dreißigjährigen Krieges, im 18. Jahrhundert infolge andauernder Kriege darnieder. Gerade Ostpommern hatte immer wieder unter dem Einbruch feindlicher Heere zu leiden. Darum verließen viele unsere Heimat, um in den immer noch ungebrochenen Schutz der großen Handelsstadt Danzig zu ziehen. Natürlich war auch jetzt nur eine Zuwanderung freigeborener Menschen möglich. Der unter dem Adel unfrei lebende Bauer konnte im allgemeinen nicht seine Scholle verlassen. Tat er es ohne Erlaubnisschein seines Herrn und fand er wirklich (entgegen der allgemein gültigen Bestimmungen) Aufnahme in einer Stadt, konnte er immer darauf gefaßt sein, daß sein bisheriger Herr seine Auslieferung verlangte. Nur wer „frey und elich (ehelich) geborenn". konnte Bürger einer Stadt werden. Dabei mußte er aber eine recht hohe Gebühr zahlen. Wer das Bürgerrecht eines Kaufmanns erlangen wollte, mußte nach unserem Gelde etwa 600 Mark bezahlen. Das Bürgerrecht „auf einen Brauer" kostete 300 Mark.

„auf einen Handwerker" etwa 150 Mark. Dazu mußte der neue Bürger eine vollständige Ausrüstung und Bewaffnung zum Dienst in der Bürgerwehr vorweisen, er mußte verheiratet sein oder vor der Verheiratung stehen. Ein gewisses Vorrecht genossen bei der Einbürgerung übrigens diejenigen, die aus einer Hansestadt stammten; für Ostpommern kamen also Stolp und Rügenwalde mit diesem Vorrecht in Frage. Durch eine vor kurzer Zeit erschienene Arbeit (R. Walther: Die Danziger Bürgerschaft im 18. Jahrhundert nach Herkunft und Beruf) erfahren wir, daß fast jedes Dorf unserer ostpommerschen Kreise neue Bürger für Danzig gestellt hat. Die meisten dieser Zuwandernden vom Lande erwarben das Bürgerrecht eines Arbeitsmannes, außer ihnen erscheinen recht viele Kaufleute, also gerade diejenigen, die die höchste Gebühr zu zahlen hatten.

In der genannten Zeit wanderten aus Lauenburg 4 Kaufleute, 1 Zeugmacher, 1 Schuster, 1 Rademacher, 1 Knopfmacher, 4 Schmaltuchmacher, 1 Kürschner, 1 Hutmacher, 2 Schneider, 1 Weinküfer, 11 Arbeiter, 1 Schiffer zu. Leba stellte folgende Zuwanderer: 7 Schiffer, 5 Kaufleute, 1 Arbeiter. Stolp: 9 Kaufleute, 4 Schneider, 1 Böttcher, 2 Nagelschmiede, 1 Hutmacher, 1 Züchner, 2 Schneider, 11 Bernsteindreher!, 1 Rademacher, 5 Arbeiter. Stolpmünde: 21 Schiffer, 2 Arbeiter. Rügenwalde: 2 Kaufleute, 1 Bersteindreher, 1 Zaynmacher (Tuchmacher), 1 Schoppenbrauer, 2 Schneider, 13 Arbeiter. So strömte fortgesetzt pommersches Blut nach Danzig. Diese Zuwanderer haben natürlich die Beziehungen zur Heimat und ihren Verwandten gepflegt; und so hat Pommern und Danzig in jener Zeit ein lebendiges Band verknüpft.

Die Not der napoleonischen Kriege traf Danzig und den Weichselraum mehr als Ostpommern. Ostpommern wurde „nur" ausgeplündert, der Weichselraum ausgeplündert und durch ständige Kämpfe niedergebrannt und zertreten. Danzig selbst wurde durch die zweite Belagerung 1813/14 in unvorstellbarer Weise verwüstet. 50 Jahre hat die Stadt dazu gebraucht, um sich von diesem Schlage zu erholen. Dazu kam, daß die Grenzziehung von 1815 seinen Handel unheilvoll beschnitt. So bot Danzig in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kaum eine wirtschaftliche Anziehungskraft; aber eine gewisse kulturelle Blüte blieb doch erhalten.

Ostpommern als Land des Großgrundbesitzes machte zu jener Zeit die „Bauernbefreiung" durch. Diese Bauernbefreiung hatte ein sehr vernünftiges Ziel: man wollte den unter dem Adel lebenden unfreien Bauern zum selbständigen Besitzer des Hofes machen. Dieser Plan wurde durchkreuzt, weil der adlige Grundbesitzer geltend machte, daß er durch diese Maßnahmen verarmen würde. Infolgedessen beschränkte man

Blick auf einen Teil der herrlich in der Landschaft gelegenen Ordensburg Krössinsee

die Befreiung auf wenige große Höfe, die kleinen Wirtschaften aber schlug man zum Gutsland, und ihre Bauern stellte man vor die Wahl, entweder als Gutsarbeiter weiterzuleben oder abzuwandern. Den letzteren Ausweg wählten viele.

Als aber nach dem Kriege 1864/66, vor allem nach 1870/71 auch in Danzig die Industrie wuchs, die Danziger Werften immer mehr Menschen einstellten, zogen viele Ostpommern dort hin. Besonders waren es natürlich Metall- und Holzarbeiter, die dort eine Arbeitsstätte fanden. Aber auch zur weiteren Ausbildung haben viele ostpommerschen Handwerker längere Zeit in Danzig gearbeitet. Als 1904 in Danzig die Technische Hochschule errichtet worden war, fanden sehr viele ostpommersche Reifeprüflinge ihren Weg dorthin, und gerade auf diese jungen Menschen hat die Schönheit der alten Stadt und ihrer Landschaft eine große Anziehungskraft ausgeübt. Dieser ständige Zuzug durch ostpommersche Arbeitskräfte und Bildungssuchende fand eine erhebliche Vermehrung durch die militärische Organisation. Der Bereich des 17. Armeekorps dehnte sich bis nach Schlawe aus. So kamen die Ostpommern vielfach während ihrer aktiven Dienstzeit in westpreußische Garnisonen, oft sogar nach Danzig. Manch ein Landjunge oder Handwerker blieb nun in seiner westpreußischen Garnisonstadt nach seiner Entlassung aus dem Militärdienst hängen und fand dort einen ständigen Wirkungskreis. Im Weltkrieg haben tausende unserer Landsleute im Bereich des 17. Armeekorps, also mit den Westpreußen, erst die Ost-, dann die Westgrenze des deutschen Vaterlandes verteidigt. Der letzte Friedens- und auch Kriegskommandeur dieses Armeekorps war der Ehrenbürger von Lauenburg, Generalfeldmarschall von Mackensen.

Auch in unserem heutigen Heere wird weiter in einigen pommerschen Regimentern die Tradition an ehemalige westpreußische Regimenter gepflegt und damit die alte Verbundenheit mit dem Weichselland unterstrichen.

Nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges siedelten sich Tausende der Flüchtlinge aus Posen und Westpreußen in Ostpommern an in der Hoffnung, bald wieder in die Heimat zurückkehren zu können. So nahm allein Lauenburg 2700 Flüchtlinge auf; in Köslin setzten sich 2500, in Kolberg 3500 Flüchtlinge fest. Und endlich haben wir vor einigen Jahren einen erneuten Zuzug aus Danzig erhalten, als eine ganze Reihe pensionierter Beamten sich aus devisentechnischen Gründen gezwungen sah, ihren Danziger Wohnsitz aufzugeben. So besitzt heute Lauenburg eine ganze Kolonie ehemaliger Danziger, die natürlich mit heißer Liebe an der Stadt hängen, in der sie ein Leben lang gewirkt haben.

Auf kulturellem Gebiet machte vor dem Kriege das Stadttheater von Danzig den Versuch, durch Aufführungen in Lauenburg das Theaterleben in Blüte zu halten. Schriftsteller, Professoren der Hochschule von Danzig wurden durch den Verein für Kunst und Wissenschaft vor und nach dem Kriege nach Lauenburg gebeten, um hier Vorträge zu halten. Durch den Krieg, durch die Grenzziehung wurden viele dieser Beziehungen gestört, erst allmählich kam das kulturelle Leben zwischen Ostpommern und Danzig nach dem Kriege wieder stärker in Fluß. Auch zwischen der staatlichen Oberrealschule zu Danzig und der Oberschule für Jungen zu Lauenburg sind in mehreren Jahren sportliche und kameradschaftliche Veranstaltungen gepflegt worden. Sehr zu bedauern ist es, daß das Danziger Staatstheater nach dem Kriege in Lauenburg keine Aufführungen mehr veranstalten kann, weil die Grenzschwierigkeiten zu groß sind. Dafür weisen aber die Zoppoter Waldfestspiele stets einen reichen Besuch aus Ostpommern auf, und hierher und nach Danzig hat die NS.-Gemeinschaft Kraft durch Freude in rascher Aufeinanderfolge aus Stolp, aus Schlawe, aus Lauenburg Gesellschaftsfahrten organisiert und erfolgreich durchgeführt.

Pommerns Geschichte und Pommerns Interesse ist, wie wir sahen, durch die Verknüpfung mit Brandenburg-Preußen seit Jahrhunderten nach dem Westen gewandt. Seine Sendung und Aufgabe ist es aber, Brücke nach dem Osten zu sein. Diese Aufgabe erfüllte Ostpommern allein in der Ordenszeit. An diese Zeit erinnern nur die erwähnten Bauten in Lauenburg und Bütow und endlich noch das Ordensschloß in Schivelbein. Die alten Wehren aber sollen eine Mahnung dafür sein, daß das heutige Deutsche Reich, genau so wie das Ordensreich, seine Aufgabe im Osten findet. Pommern ist wieder Grenzland nach Osten wie einst von 1455 bis 1772. Es ist 1919 wieder Grenzland geworden, weil das Zweite Reich nicht seine Ostlandaufgabe erfüllte. Wenden wir unsere Gedanken und Herzen nach dem Osten, halten wir das Vermächtnis des deutschen Ordens heilig: das ist unsere Aufgabe an der Leba, an der Weichsel, an der Memel!

---

**Um Blut und Persönlichkeit zu schirmen, braucht das Volk einen Raum, in dem es ackern, säen und ernten, in dem es würdig leben kann, in dem es schließlich auch Muße hat, um tiefen Gedanken nachzuhängen und seine seelische Weltanschauung auszubauen und weiter zu übertragen auf kommende Geschlechter.**

Alfred Rosenberg.

**Wir erkennen nicht nur die überragende Bedeutung des Nährstandes für unser Volk, sondern sehen im Landvolke auch den Hauptträger volklicher Erbgesundheit, den Jungbrunnen des Volkes und das Rückgrat der Wehrkraft.**
**Die Erhaltung eines leistungsfähigen, im Verhältnis zur wachsenden Gesamtvolkszahl auch zahlenmäßig entsprechend starken Bauernstandes bildet einen Grundpfeiler der nationalsozialistischen Politik, gerade deshalb, weil diese auf das Wohl des Gesamtvolkes auch in den kommenden Geschlechtern gerichtet ist.**

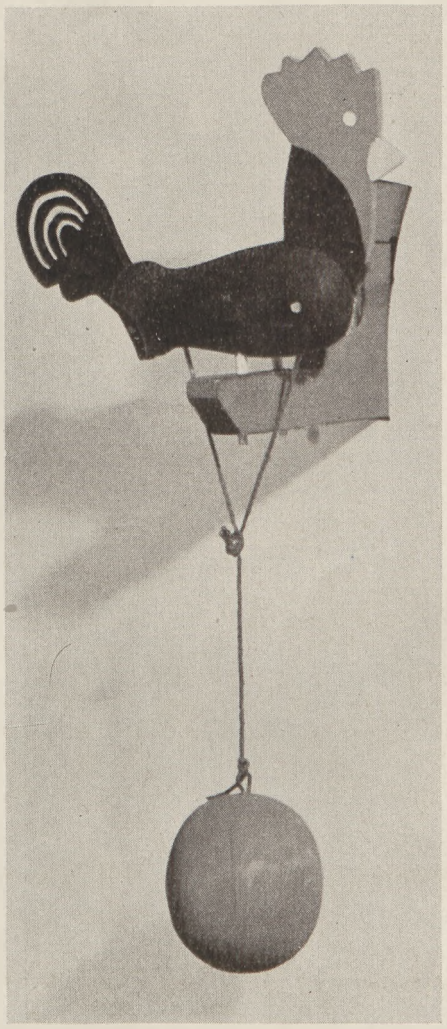
Adolf Hitler.

# Was wissen Sie von pommerscher Brauchkunst?

Viele Menschen in Deutschland haben heute wieder durch die Kraft der nationalsozialistischen Weltanschauung die Besinnung auf die arteigene Gestaltung ihres kulturellen Lebens - wie es sich in Kleidung, Wohnraum, Lied, Spiel und Tanz ausdrückt - gewonnen. Auch im engeren Bezirk unserer Heimat setzen sich immer mehr die Ansätze zu einer arteigenen Gestaltung des Lebens durch. Gerade Pommern, das Land der Bauern, Seefahrer und Soldaten, weist auf volkskundlichem Gebiet viel altes Brauchtum auf, das leider in der Zeit des Liberalismus aus dem praktischen Leben in die Museen abwanderte. Wir können diese Überlagerung durch den Gebrauchskitsch der Zivilisation nur bedauern, wir wissen aber, daß wir die Entwicklung nicht rückgängig machen können. Zur neuen und doch alten Brauchkunstgestaltung gehört mehr, als die in den Museen gepflegten Dinge wieder ins Leben hinauszustellen Wir können heute nicht alte Trachten dort beleben, wo sie einmal im Laufe der Zeit mit ihren Trägern ausgestorben sind. Sie können uns wie alle überlieferten Dinge nur den Hinweis auf das ehemalige Vorhandene geben und uns Anregung sein.

Interessant ist es, dabei feststellen zu können, daß wir in Pommern gar nicht so arm auf diesem Gebiet sind, wie es gern von dem „Dahinten in Pommern" behauptet wird. Wir haben in unserem Gau in der Vergangenheit eine eigene kulturelle Gestaltung gehabt. Daß diese heute nicht mehr so zum Vorschein kommt - der beste Ausdruck ergibt sich wohl immer durch die Baugestaltung in der Landschaft -, ist wohl mit der im Laufe der Jahrhunderte sehr unruhigen Entwicklung unseres Landes zuzuschreiben, wo ein Kriegszug nach dem anderen den regelmäßigen Aufbau zerstörte. Der pommersche Mensch hat dabei immer die Zähigkeit bewiesen, von neuem wieder zu beginnen. Daß aber noch lebendige Kräfte an alter Handwerkerkunst uns überliefert und erhalten sind, hat die Erfassung dieser Kräfte durch die Tätigkeit des Vereins „Pommersche Brauchkunst" erwiesen.

Die „Pommersche Brauchkunst e. V." ist bekanntlich im vergangenen Jahr mit Unterstützung der Gauleitung der NSDAP. ins Leben gerufen worden. Zweck der Einrichtung ist die Förderung derjenigen Volksgenossen und Werkstätten, die berufen erscheinen, wertvolle pommersche Brauchkunst zu schaffen. Der Verein soll also eine Zentrale sein, die unter Aufsicht eines der Partei unterstehenden Kuratoriums wirkliche praktische Arbeit zur Erfassung aller Brauchkunst schaffenden Künstler und Werkstätten leistet. Gleichzeitig will er diesen



**Ein nettes Spielzeug von Rügen**
*Aufn.: Gerardi*

Werkstätten Arbeitsmöglichkeiten und Absatzgebiete in Zusammenarbeit mit den in Frage kommenden Stellen schaffen. Besonders hat er seine Tätigkeit auf die Arbeitsgebiete der Teppichknüpferei, Flachweberei (Decken usw.), Gebrauchsweberei (Kleiderstoffe, Fenstervorhänge usw.), Damastweberei, Blaudruckerei, Töpferei, Sattlerei als Kunsthandwerk, Schnitzerei, Tischlerei, Spielwarendrechslerei, Treibarbeiten (gehämmerte Schalen usw.), Korb- und Bastflechterei, Gold- und Silberschmiedearbeiten, Kunstschmiedearbeiten, Eisengießerei, Stickerei und Strickerei, Herstellung von Kacheln und Fliesen, Herstellung von Binsenstühlen, Strohweberei und Herstellung von Reiseandenken für die Seebäder gelenkt.

Die in diesem Jahr durchgeführten Vorarbeiten des Vereins haben ergeben, daß wirklich überall in unserem Gau Ansätze für die Durchführung der Ziele der „Pommerschen Brauchkunst" vorhanden sind. Gerade in den früher wenig erschlossenen Kreisen unserer Provinz haben sich alte Überlieferungen und Handwerkertradition erhalten, die der großen Zielsetzung dienstbar gemacht werden konnten. So ist ja die pommersche Teppichknüpferei in Lubmin, Freest (Kreis Greifswald) und in Heringsdorf auf Usedom-Wollin schon seit Jahren in der breitesten Öffentlichkeit bekannt und der „Pommersche Fischerteppich" im ganzen Reich zum Begriff geworden. Weiter ist in dem letzten Jahr die Spielzeugdrechslerei in Bergen a. Rüg. und in Prerow auf dem Darß, die Kunstschmiedeeisenarbeiten in Stargard, die Lederarbeiten in Muscherin (Kreis Pyritz), die Drechslerarbeiten in Stolp, die Herstellung von Abwurftauben in Stettin, die Kunstbuchbinderei in Stolp, die Herstellung von Blaudrucken in Köslin und Stolp, die Handweberei in Bütow und Stolp, die Flachweberei in Heringsdorf, die Kachel- und Fliesenbrennerei in Lauenburg entwickelt worden. Im Rahmen der „Ostpommerschen Bauernstickerei" sind die Arbeitsgebiete der Flachstickerei, der Fausthandschuhstrickerei, der Handstrickerei (Schafwoll-Trachtenjäckchen), der Spankorbmalerei und Handweberei im Kreise Bütow und die Strohflechterei sowie die Flickerteppichweberei im Kreise Stolp in Angriff genommen worden, und es konnten überall beachtliche Erfolge erzielt werden.

Annähernd 100 Heimarbeiterinnen, Frauen und Mädel, sind heute schon für die „Ostpommersche Bauernstickerei", die als Hilfswerk für das Grenzland durchgeführt wird, tätig. Durch den Anschluß der Grenzmark kommt der Arbeitskreis der Grenzmärkischen Teppichknüpferei und Handweberei in Schönlanke hinzu. Weitere Möglichkeiten des Ausbaues der Bestrebungen sind in der Handweberei in Henkenhagen (Kreis Kolberg), und in Putbus auf Rügen, gegeben, in der

Töpferei in Greifswald, in der Strohflechterei in Wollin, in der bäuerlichen Weberei im Kreise Rummelsburg, in den Stettiner Gold- und Silberschmiedearbeiten, in der Kolberger Kunstschmiede, im Eisenguß in Torgelow, in der Böttcherei in Lauenburg, in der Demminer Kupferschmiede, bei den Binsenmöbeln in Treptow (Rega), in der Holzbildhauerei in Neustettin, Belgard und Lauenburg, im Möbelbau in Lassan und in der Damastweberei Friedrichshuld im Kreis Rummelsburg, die zugleich die letzte im Betrieb befindliche Damastweberei in Ostpommern ist. Bei der Vielzahl dieser Ansätze ist es selbstverständlich, daß die Aufzählung nicht vollständig

**Mädchen aus dem Bütower Land mit ihren charakteristischen Stickereien**

sein kann. Hat es sich doch gezeigt, daß bei einer Überprüfung der Einsatzmöglichkeiten immer wieder neue Stätten sich ergeben, die bisher unbekannt waren und deren Ausbau sich als lohnend erweist.

Die Schwierigkeiten einer planmäßigen Organisation und Zusammenfassung aller dieser Arbeitskreise und Werkstätten sind natürlich groß. Viel Zielstrebigkeit gehörte dazu, die Organisation der „Ostpommerschen Bauernstickerei" aufzubauen und die Arbeitsgebiete Schritt um Schritt weiter zu entwickeln. Eingehende Schulung der Mädel und Frauen bedurfte es, um das bisherige Arbeitsergebnis zu erreichen.

*

Es ist selbstverständlich, daß die „Pommersche Brauchkunst" eine Einrichtung gemeinnütziger Art ist und wirtschaftlicher Gewinn zum weiteren Ausbau der Arbeit verwandt wird. Absatzmöglichkeiten ihrer Erzeugnisse sieht die „Pommersche Brauchkunst" zunächst im Heimbau der Hitler-Jugend, in der Ausgestal-

tung der pommerschen Jugendherbergen. Hier muß besonders die vorbildliche Arbeit des pommerschen Jugendherbergswerks erwähnt werden, das durch die Einrichtung der „General-Ludendorff-Jugendherberge" in Demmin die Wirksamkeit, Zweckmäßigkeit und Schönheit der pommerschen Brauchkunstarbeiten erprobt hat und damit wohl für die gesamte Provinz beispielgebend vorangegangen ist. Weiter sind ihr Absatzmöglichkeiten bei der Einrichtung von Verwaltungsgebäuden für Partei, Staat und Wehrmacht, von Schulen, Turnhallen, Feier- und Festhäusern, Siedlungsbauten, Kinderheimen, Erholungsheimen, Krankenhäusern, Kasernen, Gemeinschaftsräumen von Betrieben, Gaststätten usw. gegeben.

In Zusammenarbeit mit den Architekten und den in Frage kommenden Partei- und Staatsdienststellen will die „Pommersche Brauchkunst" an einer eigenen kulturellen Weiterentwicklung und Gestaltung unseres Gaues mitarbeiten. In dem Aufbau und dem Ausbau der einzelnen Betriebe sieht sie die Möglichkeit, allen Ansprüchen, die an sie gestellt werden, zu genügen. Im engsten Einvernehmen mit den pommerschen Badeverwaltungen und dem Landesfremdenverkehrsverband hofft sie, erstmalig im nächsten Jahr gerade an der Ostseeküste einzusetzen. Die Schaffung eines typisch pommerschen Reiseandenkens wird dabei dringende Notwendigkeit sein, ist doch gerade auf diesem Gebiet eine Unzahl von mehr oder weniger geschmacklosen Erzeugnissen vorzufinden. Erwähnenswert ist dabei, daß überhaupt die „Pommersche Brauchkunst" ein Gütezeichen einzuführen gedenkt, das durch einen künstlerischen Beirat des Vereins, der aus Männern der Partei und der Künstlerschaft besteht, nach sorgfältiger Prüfung vergeben werden soll. Auch das heimatliche Gaststättengewerbe wird in

**Ein Blaudrucker in Köslin bei der Arbeit**

*Aufnahmen: Thiede*

der „Pommerschen Brauchkunst" einen Mithelfer in der Gestaltung von landschaftsgebundenen Gasträumen finden. In enger Zusammenarbeit werden hier die durch den Gauleiter und Oberpräsidenten Pg. Schwede-Coburg in seinem seinerzeitigen Aufruf festgestellten Mängel beseitigt und seine Forderungen erfüllt werden können. Hinzu kommt natürlich das wachsende Verständnis weitester Bevölkerungskreise für die schöne handwerklich gearbeitete Brauchkunst, wie sie sich gerade in dem Kunstschmiedehandwerk und in der Drechslerei offenbart, wie auch die Erzeugnisse der „ostpommerschen Bauernstickerei" ihre Anhänger und Freunde finden. Das bevorstehende Weihnachtsfest bietet hier die beste Gelegenheit, die Bestrebungen der „Pommerschen Brauchkunst" zu unterstützen.

Die „Pommersche Brauchkunst" sieht aber ihren Mitarbeiterkreis nicht nur in der Erfassung einiger interessierter Dienststellen, sondern ihr Streben ist vielmehr, möglichst die breite Öffentlichkeit für ihre Aufgaben zu gewinnen. Ihr Ausbau und volles Auswirken ist nur durch eine umfassende Organisation möglich, die ihren Rückhalt in einer festen Zahl von Mitgliedern, die zu ihrem Teil in der Erfüllung der Bestrebungen des Vereins eine Stärkung des pommerschen kulturellen Lebens erblicken. Nur so wird es dann möglich sein, in kürzester Frist zur eigenen kulturellen Gestaltung unseres Gaues zu kommen, wie es im Sinne des Nationalsozialismus liegt.

Benno Magdalinski

# Der Tag von Naugard

Skizze von Martin Reepel

Der junge Gutsherr von Dolgen bei Massow schritt langsam über den Hof, auf dem die Knechte die schweren Gäule von den Ackerwagen schirrten. Februarsturm pfiff sausend von Süden her über die Felder und peitschte die kahlen Riesenpappeln um das niedrige Herrenhaus. Von Zeit zu Zeit lockerte sich das Gewölk, und dann sandte die Abendsonne ein paar letzte gelbe Strahlen in ihr wirbelndes Gezweig, Sturmzeichen auch für die kommenden Tage.

Sturm! Auch in Georg Fabers Seele. Er trat aus dem Hoftor und auf die Straße, die, am Gute vorbei, von Stargard über Massow nach Naugard führte. Den ganzen Tag hatte von Stargard her Gefechtslärm herübergeklungen. Dort schlug sich der Rittmeister Schill mit den Franzosen herum, mit wenigen zusammengerafften Truppen, um dem Feinde den Weg ostwärts, zur Festung Kolberg hin, zu sperren. Und er, der Leutnant Faber, der vor Jahresfrist nur darum seinen Abschied erbeten hatte, weil er das väterliche Gut übernehmen mußte, war nicht mit dabei! Ja, zu Anfang, als der Krieg begann, hatte ihn das wenig angefochten. Die Armee würde eben ohne ihn ihre Siege erkämpfen. Als aber alles anders kam, als die engere Heimat zum Kriegsschauplatz wurde und vor allem jetzt, da es um die Scholle ging, auf der man stand, da fühlte er immer dringender die Verpflichtung in sich, sich dem Vaterlande zur Verfügung zu stellen.

Lautes Pferdegetrappel weckte ihn aus seinen Sinnen. Ein Knecht peitscht zwei Ackergäule heim, als ob der Teufel hinter ihm sei. „Herr, sie kommen!" Noch will Faber die völlig überflüssige Frage nach dem Wer und Was stellen, da sieht er schon selber. Ein Trupp preußischer Kavallerie nähert sich in raschem Ritt, abenteuerliche Gestalten in zusammengesuchten Monturen und mit Waffen aller Art ausgerüstet. Dahinter folgt in einigem Abstand ein Trupp von Offizieren, vorauf ein Rittmeister von den Ansbach-Bayreuth-Dragonern. „Schill!", geht es Faber blitzschnell durch den Kopf. Aber schon hält der Zug auf den Wink des Führers, der den Gutsherrn erblickt hat. Eine kurze Vorstellung und dann die Bitte um ein Glas Wasser oder Milch. Aber schnell! Und während Faber seine Anordnungen trifft, steigt es ihm siedend heiß zu Kopfe: er hat Schill vor sich, Schill, von dem sie alle sprechen! Schon fühlt er sich angeredet und gibt Antwort. Ja, er sei Offizier gewesen und habe seinen Abschied genommen. Da reicht ihm der auf dem Pferde die Hand und läßt die seine nicht wieder los: „Kamerad! Wir haben Pech gehabt vor Stargard; die Übermacht war zu groß. Aber wir kämpfen weiter. Kamerad, wir gebrauchen jeden Mann, der führen und fechten kann. Ich erwarte Sie übermorgen mittag im Rathaus zu Naugard." –

*

Auf Sturm ist Sonnenschein gefolgt. Er hat mit den letzten Schneehaufen auf dem Marktplatz zu Naugard gründlich aufgeräumt, und überall stehen Pfützen Schmelzwassers. Nur vor dem Rathause schimmert das Kopfsteinpflaster bereits als trockener Grund hervor, und hier geht es zu wie auf einem Kasernenhofe. Mannschaften stehen aufgereiht; Offiziere und Unteroffiziere kommen und gehen. Gewehre, Ausrüstungsstücke, Uniformteile wandern von Hand zu Hand. Schills Offiziere mühen sich, aus zusammengeholten, versprengten, abgerissenen Leuten wieder eine Truppe zu machen. Die Schmiede des Ortes schleppen rasch gefertigte Picken, Bajonette, eiserne Ladestöcke herbei. Pistolen werden an einem Strick über die Schulter gehängt. Patronentaschen fehlen. Aber man behilft sich mit der Rocktasche oder mit dem aufgeschnittenen und mittels weniger Nähte zur Tasche gestalteten Unterfutter. Junge Mädchen mit Schere, Nadel und Faden mischen sich zwischen die Männer, bessern hier, helfen dort, immer wieder gerufen und dirigiert von Luise, des Bürgermeisters von Naugard ebenso fröhlicher wie energischer Tochter. Ja, ein prächtiges Menschenkind ist diese Luise Linde, gesund an Leib und Seele, unbefangen und oft schwesterlich besorgt um Offiziere und Mannschaften, doch, wenn es sein muß, ein andermal, die – Dame. Sie wußten es alle und richteten sich danach . . . .

Währenddessen stand an einem der Fenster des Obergeschosses des Rathauses der Bürgermeister mit einem jüngeren Manne, der in seiner gepflegten, modischen Kleidung gegen die Umgebung etwas auffällig abstach, dem Steuerrat Stiel aus Berlin. Er war wie öfter schon in amtlicher Eigenschaft in Naugard und des Bürgermeisters Gast. Man sagte, er bemühe sich um Fräulein Luises Gunst, und so würde er auch jetzt seine Dienstreise schon lange abgeschlossen haben, wenn ihn nicht gewisse Hoffnungen gehalten und damit mitten in die Kriegsereignisse hineingeführt hätten. Sehr zu seinem Leidwesen; das sah man ihm an, und das klang nicht minder aus seinen Worten.

„Was soll das alles!", und er wies auf den Markt. „Allerlei abenteuerndes Volk macht man zu Soldaten oder gibt sie dafür aus. Krieg ist Sache des Militärs; Ruhe aber ist die erste Bürgerpflicht. Ich sage Euch, Bürgermeister, in Berlin ist alles ruhig. Alles geht seinen gewohnten Gang, die Staatsangelegenheiten wie die Geschäfte des gemeinen Mannes, und der Franzose stört es nicht. Was aber würde geschehen, wenn wir solche Komödie aufführten! Seht nur, dort!" Und er wies abermals hinab, wo eben so etwas wie eine Batterie auffuhr. Die Rohre lagen auf schwerbeweglichen Wallafetten; die Munitionskästen folgten auf Ackerwagen und waren mit Stricken darauf festgebunden.

Linde schüttelte unwillig den Kopf. Ihm war der Jüngere niemals sympathisch gewesen; aber er vertrat die höchste königliche Behörde ... Freilich, wenn es viele dieser Gesinnung im Lande gab, und es mußte wohl so sein, dann war manches zu verstehen, was schier unglaublich, wie der Fall der stärksten Festungen ...

„Wir denken anders", hub er an. „Können wir mit unseren Mitteln schon keine Entscheidungen herbeiführen, so können wir doch den Feind aufhalten auf dem Wege nach Osten, wo Ihre Majestät der König ein neues Heer sammelt. Und außerdem" - er richtete sich straff auf - „wir verteidigen die Heimat und die Heimaterde. Darum sind sie alle gekommen, als der Rittmeister Schill dazu aufrief, alle, aus naher und ferner Umgebung. Ihr kennt den Forstmeister Otto aus Stepenitz. Als Jägerhauptmann ..."

Aber Stiel unterbrach ihn: „Ein unruhiger Kopf, wenig beliebt bei der Behörde. Aber jetzt kommt auch Demoiselle Luise endlich heim. Ich frage mich: was hat eine Dame im Kriegsgetümmel zu tun!" - Unwillkürlich begann er an seiner Kleidung zu zupfen. „Ich wiederhole geziemend meine Bitte: Gebt sie mir zur Frau! In Berlin ist sie sicher, wenn sie sich entschließen könnte, und ich habe den Eindruck, als wenn sie mich nicht ungern sähe. Eine schnelle Trauung möchten die Verhältnisse rechtfertigen." Und als der Bürgermeister schwieg, fuhr er fort: „Jeden Augenblick kann die Stadt zum Kampfplatz werden. Von Stargard her sind starke Kräfte des Feindes im Anmarsch; wer will sie aufhalten?" -

„Gewiß, wir gehen bösen Tagen entgegen" - der Bürgermeister sprach es leise und horchte dabei nach draußen; denn im Treppenhause war es laut geworden. „Aber ob mein Kind, das mir an der Stelle der verstorbenen Mutter Hausfrau und alles ist ... Ich will es im Auge behalten; nur jetzt geduldet Euch; denn die Pflicht ruft ..." Er trat zur Tür und öffnete hastiger, als es sonst seine Art war. Eine einladende Handbewegung: „Wenn Ihr mich begleiten wollt ..."

Im Sitzungszimmer des Rathauses hat Schill seine Offiziere um sich versammelt. Sie stehen in Gruppen beieinander, als Bürgermeister Linde und Steuerrat Stiel eintreten. Neben Schill, der über eine Karte gebeugt am Tische lehnt, sitzt Leutnant von Petersdorf, gewissermaßen der Generalstabschef des Korps. Um sie drängen sich die Leutnants Gruben von der Infanterie, Blankenburg, Falkenhayn und einige andere. Eben schlägt die Rathausuhr die zwölfte Stunde. Da öffnet sich die Saaltür abermals: Georg Faber in Uniform, und über Schills Antlitz huscht ein leises Lächeln der Anerkennung und Befriedigung.

**Vergeßt nie, daß das heiligste Recht auf dieser Welt das Recht auf Erde ist, die man bebauen will, und das heiligste Opfer das Blut, das man für diese Erde vergießt.** ADOLF HITLER

Georg Faber ist beim Eintreten in das Rathaus mit Luise Linde zusammengetroffen. Während sie gemeinsam die Treppe hinaufgestiegen sind, haben sie ein paar freundliche Worte miteinander gewechselt. Jetzt steht Georg vor Schill, während sich Luise, indessen sie ihren häuslichen Arbeiten nachgeht, immer wieder im Grübeln darüber ertappt, wer wohl der stattliche Artillerie-Offizier mit den beinahe noch jungenhaft offenen Gesichtszügen gewesen sein möchte ...

„Meine Herren Kameraden!", spricht Schill, nachdem er Faber vorgestellt hat, „starke Kräfte des Feindes, denen wir nicht gewachsen sind, werden im Anmarsch auf Naugard gemeldet. Das und der Mangel an Munition zwingen mich dazu, auf Greifenberg zurückzugehen, wo ich Ersatz vorzufinden hoffe. Wir marschieren so bald wie möglich, jedenfalls im Laufe des Nachmittags."

„Dazu, Herr Bürgermeister, sehe ich mich genötigt, die vorhandenen baren Geldbestände des Amtes und der Stadt ..."

Es sieht in diesem Augenblick so aus, als ob der Steuerrat Stiel, der neben dem Bürgermeister steht, Einspruch erheben wolle. Aber Schills Stimme schwillt zu einem Grollen an ...

„der Stadt und auch des Amtes gegen ordnungsgemäße Quittung sicherzustellen, auch wenn ich mir dadurch den Zorn aller Federfuchser in und aus Berlin zuziehen sollte. Aber die Kabinettsorder Sr. Majestät des Königs vom 12. Januar ermächtigt mich, meine Aufgaben mit allen Mitteln des Staates zu lösen." Dann wendet sich Schill an Georg Faber.

„Sie, Leutnant Faber, bleiben mit einer Ihrem Befehl unterstellten Truppe in Naugard. Sie sichern Stadt und Umgebung, die Ihnen nicht unbekannt sind, nach Möglichkeit und ziehen sich vor stärkeren Kräften in das Amt mit seinen festen Baulichkeiten zurück, die Sie so lange zu halten suchen, bis ich Ihnen Ersatz bringe. Die schwache Eisdecke des Sees umher trägt keinen Menschen mehr und macht Ihre Stellung von fast allen Seiten unangreifbar. Der Herr Bürgermeister wird Sie bereitwilligst unterstützen. Sie tun gut, hier Ihr Quartier aufzuschlagen. Melden Sie sich bei der Dame des Hauses; dann sind Sie in den besten Händen."

Und dann zu allen: „Auf, meine Herren! Tun Sie Ihre Pflicht! - Leben Sie wohl, Kamerad Faber! Wir andern sehen uns in Greifenberg wieder!"

*

Nach dem Abzuge der Hauptmasse des Schillschen Korps war es stiller geworden in Naugard. Georg Faber ließ zunächst die nach Stargard führenden Straßen durch Patrouillen sichern und die Stadttore besetzen. Dann unterzog er das Amt, die auf einer Insel im See neben der Stadt gelegenen Reste der Burg der Grafen Eberstein mit ihren später hinzugefügten Baulichkeiten, einer Besichtigung. Sie waren fest genug, um einer Beschießung standhalten zu können, wenn Zeit blieb, gewisse Vorbereitungen zu treffen. Hinüber führte von der Stadt aus ein schmaler Damm mit einem Durchstich, der mit Bohlen überbrückt war. Am Eingang zur Burg ließ Faber die zwei ihm verbliebenen Geschütze derart Aufstellung nehmen, daß sie den Damm unter Feuer halten konnten. Freilich war er sich dessen wohl bewußt: saß er erst einmal in der Mausefalle, dann mußte die Hilfe bald kommen, sonst kam sie - zu spät. Denn was half die Festigkeit des Ortes, wenn die Verteidigungsmittel fehlten! Vorerst aber galt es, die

Geschützstellungen durch Erdwälle zu sichern, den Durchstich zu vertiefen und am Eingang zum Amte zu schanzen. Arbeitskräfte mußten heran, und zwar sofort, und so schritt er denn eilig dem Rathause zu, wo er den Bürgermeister zu seiner Verfügung wußte.

Dort hatte in ruhiger Stunde eine Aussprache zwischen Vater und Tochter stattgefunden. Aber sie war nicht zugunsten des Bewerbers ausgefallen. „Du hast ihm Hoffnungen gemacht?", forschte der Vater. Aber Luise hatte entgegnet: „Daß ich ihm gern zugehört habe, wenn er Neues aus der Residenz zu berichten wußte, gebe ich zu. Auf diese Neuigkeiten freute ich mich stets; der Bote aber war mir gleichgültig. Und wenn ich auch nicht in Berlin leben möchte, so interessiert mich doch die größere Welt. Diesem Mann aber dorthin zu folgen ..." Sie lachte hell auf. „Dich jetzt in schwerer Zeit zu verlassen! Nimmermehr! Und dann" - Luise stockte - „stelle ich mir meinen Zukünftigen wirklich etwas anders vor ..."

In diesem Augenblick trat Leutnant Faber ein. Über sein Gesicht huschte es wie Sonnenschein, als er Luises ansichtig ward, und er bat sie, zu bleiben und wie so oft schon - ja, er habe davon gehört - die Sorgen der Männer als guter Kamerad zu teilen.

Die Beratung war kurz. Was den Spaten zu schwingen verstünde, müsse aufgeboten werden zum Schanzen. Darüber war man sich einig. Boten eilten in Stadt und nächste Umgebung, und als der frühe Februarabend anbrach, waren an 50 Mann beisammen, um, auf die verschiedenen Plätze verteilt, an die Arbeit zu gehen.

Die Dunkelheit sank hernieder. Windlichter warfen ihren irren Schein über den noch halb vom Eise verhüllten See und das ehemalige Schloß. Frauen und Mädchen schleppten unter Luises Leitung Erfrischungen herbei, um die Männer bei der schweren Arbeit zu stärken, Stunde um Stunde. Trat einmal eine Arbeitspause ein, verstummten die Gespräche und der metallene Ton von Hacke und Spaten, dann klang aus dunkler Höhe wohl der Ruf wandernder Vögel herab, der Schrei der Wildgans, des Kranichs, und sie griffen wieder zu, die Männer, und dachten an den Frühling. Und während der Herr Steuerrat Stiel lange schon in einem weichen Federbett ruhte und von einer schönen jungen Frau und dem Geheimratstitel träumte, trafen sich für einen Augenblick, im Hin und Her des Kommens und Gehens, zwei, die die Not der Zeit als gute Kameraden zusammengeführt hatte.

Faber nahm Luises Hand: „Sie sollten sich schonen, meine getreue Helferin! Der Tag war lang und schwer genug!" Dann hob ein tiefer Atemzug des Mannes Brust, und er sog den Duft der vom Frost befreiten Scholle in sich ein. „Heimaterde", murmelten seine Lippen, und seine Gestalt straffte sich. Und dann wieder zu dem Mädchen: „Wirklich, Fräulein Luise, Sie sollten zur Ruhe gehen. Ich meine es gut mit Ihnen. Ihr Herr Vater sorgt sich sicher auch ..."

„Mein Vater, Herr Leutnant, kennt seine Tochter. Und ist nicht Ihre Heimaterde auch die meine? Wir stehen zusammen ... Auf Wiedersehen!" - Etwas hastig löste sie ihre Hand aus der seinen und verschwand in der Dunkelheit. In der Dunkelheit, die drohend vor dem neuen Tage stand ...

*

Und der Feind kam eher, als man annehmen durfte. Gleich hinter den zurückgehenden Patrouillen erschien er, durch den Morgennebel gedeckt, vor der Stadt, eine erdrückende Übermacht: zwei italienische Infanterie-Regimenter, ein Regiment Füsiliere, ein Regiment Chasseurs, eine Abteilung Dragoner, dazu 10 Geschütze. Er nahm im ersten Ansturm eines der Stadttore und drängte die schwache preußische Infanterie zum anderen Tor hinaus. Leutnant Faber fand gerade noch Zeit, sich mit dem Rest seiner Truppe in das Amt zurückzuziehen. Der Ausgang konnte freilich nicht mehr ungewiß sein. Den Tausenden des Feindes hatte er nur 41 Infanteristen, einen Unteroffizier, acht Artilleristen und zwei Kanonen entgegenzusetzen. Jeder Mann besaß 6-7 Patronen, und nur um die Geschützmunition stand es etwas besser.

Um 8 Uhr morgens begann eine heftige Kanonade, dazu ein unaufhörliches Schützenfeuer aus guter Deckung. Um 10 Uhr war das eine der beiden Geschütze zum Schweigen gebracht, waren die Bedienungsmannschaften tot oder verwundet. Die Infanterie hatte sich, entgegen ihrer Instruktion, fast verschossen. Eben lichtete sich der Morgennebel über See und Stadt, und man sah, daß der Feind zum Sturm ansetzte. Faber läßt ihn auf 200 Schritte herankommen. Dann schickt er ihm zwei Kartätschenschüsse von guter Wirkung entgegen, so daß die Stürmenden in Unordnung zurückgehen. Auch ein zweiter und ein dritter Sturm werden erfolgreich abgeschlagen. Aber am Mittag ist es mit der Infanteriemunition zu Ende. Zwei Schuß sind noch für das Geschütz da, das unter Fabers Leitung bereits von Infanteristen bedient wird. Jetzt sammelt sich der Gegner in dichten Massen. Der vorletzte Schuß erreicht ihn am Anfang des Dammes. Er stutzt, aber nur für kurze Zeit. Der letzte Schuß ... Jetzt ist der Durchstich überschritten, und unaufhaltsam wälzt es sich heran. Faber greift zum Degen. Da fühlt er einen Stoß gegen das linke Bein; er stürzt, schlägt mit dem Kopf schwer auf und bleibt abseits, im Ufergebüsch, besinnungslos liegen, während Säbel und Bajonett des Feindes den letzten geringen Widerstand am Schloßeingang brechen. Vorbei ... Schill, der in Greifenberg vergeblich auf Munition wartet, hört den Kanonendonner von Naugard her, kann aber keine Hilfe bringen. -

Solange der Kampflärm vom Amt herüberklang, war Luise Linde blaß, aber gefaßt ihren häuslichen Beschäftigungen nachgegangen. Jetzt aber - denn wie Totenstille hatte es sich urplötzlich über die Stadt gesenkt - warf sie sich aufschluchzend an die Brust des Vaters. „Vater, ob noch einer von ihnen lebt? Einer ..."

Des Alten Hand strich leise über ihr blondes Haar. „Ich denke, sie werden den nutzlosen Widerstand aufgegeben haben, mein Kind. Hier hätte auch ein Schill nicht mehr helfen können." - „Dann ist er ein Gefangener - wenn er noch lebt", setzte sie hinzu. Unbewußt hatten ihre Lippen das ausgesprochen, was ihr Herz mit Bangen erfüllte, und unter dem forschenden Blick des Vaters färbten sich ihre Wangen mit leisem Rot. Aber, als scheue sie eine weitere Frage, riß sie sich los und flüchtete in die tiefe Fensternische des Raumes.

Auf dem Markt marschierten jetzt die sich sammelnden Regimenter des Feindes auf. Geschütze rasselten über das holprige Pflaster, Offiziere sprengten hin und her, und plötzlich wurde es auch im Hause laut. Die Tür wurde etwas unsanft aufgestoßen. Offiziere traten ein, voran ein General, offenbar der Leiter der Unternehmung und der Nationalität nach Italiener. Der Bürgermeister blickte ihm etwas besorgt entgegen. Aber sein Benehmen, wenn auch gemessen, war keineswegs überheblich, und seine Forderungen, in verständlichem Deutsch gestellt, erschienen drückend, aber nicht grausam. Naugard sollte 100 Mann als Besatzung aufnehmen und verpflegen, das Amt würde befestigt und dauernd besetzt bleiben und - sofort - seien Wagen zu stellen zum Abtransport der verwundeten Gefangenen, und zwar nach Stargard ...

„Jetzt gleich?", warf Linde dazwischen, „ohne Pflege, ohne Verband?" ...

„Nur die Toten sind frei. Was noch lebt, gehört uns und kann hier nicht be-

wacht werden. Aber" - der General besann sich - „man lege Stroh auf die Wagen, und es muß gehen." -

Durch Luises Seele, die ungesehen in ihrer Fensternische ausharren mußte, ging ein eisiger Schrecken. Wenn er, den sie liebt - das ist ihr allmählich zur Gewißheit geworden -, unter den Verwundeten wäre, schwer verwundet vielleicht! Dann konnte die Fahrt nach Stargard seinen Tod bedeuten und ein Nimmerwiedersehen! Ihre Gedanken jagen sich. Aber was kann sie tun? Was darf sie tun? Und plötzlich steht sie vor dem General ...

„Mademoiselle ..." Es klingt erstaunt, aber nicht zornig. Sie schaut in ein ernstes, wettergebräuntes Gesicht. Weiße Haare quellen unter dem Käppi hervor, und ein paar gütige Augen unter buschigen, von Silberfäden durchsponnenen Brauen mustern das in Schmerz und Verlegenheit doppelt liebliche Gesicht.

„Mein General!" Luise stockt; da er sie aber mit einem kurzen Wort ermuntert, hebt sie abermals an und ihre Worte überstürzen sich: „Mein General, ich flehe Sie an; ich bitte Sie um einen der Verwundeten, einen ..."

„Warum hat er gegen uns gekämpft! Offizier?"

„Ja, mein General! Und er tat doch nur seine Pflicht. Es ist" - Luise ist dicht vor den Offizier getreten, und nur er und vielleicht die Nächststehenden verstehen das nun folgende leise hingehauchte Wort.

Da huscht ein Lächeln über die ernsten Züge des Generals. Seine Augen blicken für eine kurze Zeitspanne ins Leere, als sähen sie ein Bild, weit, weit fort, in fremden Landen ... Ein weißes Haus im Pinienschatten, eine blütenbunte Terrasse mit dem Ausschau auf das blaue südliche Meer, ein junges Mädchen ... Und er hat sich entschieden.

„Mademoiselle, Sie dürfen sich eines der Blessierten annehmen, vielleicht des tapferen Kommandanten? Habe ich recht geraten? Mademoiselle, wir sind Feinde; aber wir ehren die Tapferkeit, wo wir sie finden. Ihre Hand und Ihr Ehrenwort: er sei Ihr Kriegsgefangener und Sie haften mir dafür, daß er es bleibt bis zum Friedensschluß und" - er hat Luises Hand ergriffen und sie dicht an sich herangezogen, leiser- „Ihr Gefangener für das ganze Leben."

Jenes leise Wort aus Luises Munde, wenigen verständlich: es mochte die Akustik des Raumes mit sich bringen, daß es noch einer, für den es am wenigsten bestimmt war und der neben der Tür stand, durch die er sich hereingedrängt, auch verstand, der Herr Steuerrat Stiel aus Berlin. Und es hatte eine unverhoffte Wirkung. Denn noch an demselben Nachmittag rollte auf der vom Feinde unbesetzten Straße einsam ein Gefährt auf Gollnow zu. Darin saß der Herr Steuerrat und sann den Erlebnissen der letzten Stunden nach. Denn er würde einen Bericht schreiben über seine Bemühungen zur Betreuung staatlicher Mittel, und dann war ihm der Geheimratstitel sicher. Um das Grab seiner Liebe aber rankte sich, als der Abend mit seinen Schatten kam, bereits Efeu, und noch im Traum richtete er einen Gedenkstein daran auf; darauf stand: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht".

*

Luise Linde war nun Krankenpflegerin. In einem stillen Hinterzimmer des alten Bürgermeisterhauses zu Naugard lag Georg Faber mit einem durchschossenen Bein. Indessen bestand trotz des Blutverlustes und des Wundfiebers die begründete Hoffnung auf völlige Genesung. Manche Stunde saß Luise am Bette des im Fieberschlummer Dahindämmernden, kühlte die heiße Stirn, sänftigte die zuckenden Hände des Kranken mit dem leichten Druck ihrer kühlen Hand und sann dem nach, was gewesen und was werden sollte. Dann war es ihr wohl, als habe jenes leise Wort, das den Geliebten entscheidend aus der Gefangenschaft löste, eine Mauer zwischen ihr und ihm aufgerichtet, als müsse sie es als ewiges Geheimnis in sich verschließen, und ihr Mädchenstolz zwang sie in einen harten Zwiespalt, um dessen Lösung sie vergeblich rang. Und dann kam der Augenblick, daß der Kranke fieberfrei und mit klaren Augen fragend um sich blickte, aus Augen, aus denen mehr als Dankbarkeit sprach, wenn Luise an seinem Bette saß. Da blieb sie dem Krankenzimmer öfter als sonst am Tage fern und überließ die Pflege des Genesenden der Frau des Nachtwächters.

Und in einer solchen Stunde geschah es, daß Georg Faber die eigentlich so selbstverständliche Frage an des Nachtwächters Weib richtete: „Wie bin ich hierhergekommen?" Und die redselige Alte hatte geantwortet: „Der Herr Leutnant sollte wie die anderen Verwundeten auf Leiterwagen nach Stargard. Sie sagen ja, es sind die meisten von die armen Kerls unterwegens gestorben ... Aber unser Fräulein, sagen sie, ist zum General gegangen und hat den Herrn Leutnant losgebeten ..." -

Faber hörte nicht mehr, was die Alte weiter berichtete. Er lag mit glänzenden Augen im Bett, und durch seine Seele ging ein Frühlingssturm. Liebte ihn dieses Mädchen, das ihm in den Stunden der Not ein erprobter Kamerad geworden war, das, heimatverbunden wie er, fühlte und dachte wie er, das ihm so echt und so treu erschien wie nie eine Frau, von der Mutter abgesehen ... Eine Erklärung seinerseits, eine Frage - nein, das ging jetzt nicht, nicht, solange er Gast im Hause war. Er konnte nur in ihrem Herzen zu forschen versuchen, heimlich, wie man einen Feind belauscht. Er lächelte bei dem Gedanken. Denn wozu war man Soldat. Und die Gelegenheit ergab sich bald.

Luise kam aus dem Garten, in dem die Stare sangen und die Schneeglöckchen blühten. Still legte sie einen Strauß vor des Genesenden Bett. Der dankte freundlich, indem er ihre Hand ergriff.

„Ist eigentlich meine Uniform gerettet?", setzte er hinzu.

„Was wollen Sie mit der Uniform, Herr Leutnant", entgegnete Luise.

„Nun, noch ist der Krieg nicht aus, und wenn ich gesund bin ..."

„Sie sind aber doch Kriegsgefangener ..."

Georg Faber lachte, denn er vermutete einen Scherz. „Zu einem Gefangenen gehört ein Wächter. Wer aber wollte mich halten, wenn ..."

„Ich, mein Herr Leutnant! Ich! Auf Ehrenwort ..." Luise stutzt und wird rot. Sie merkt, daß sie sich im Eifer hat fortreißen lassen. Aber dem Manne geht blitzschnell ein Verstehen auf.

„Luise, du ..." Und fest hält er die Hand, die sich ihm entziehen will. Fest, ganz fest ...

*

Jahre sind ins Land gegangen, seitdem, gleich nach Friedensschluß 1807, eine junge Herrin auf Gut Dolgen eingezogen ist. Dann muß Georg Faber abermals ins Feld rücken. Unverletzt kehrt er 1815 als Major heim. Kinder wachsen heran, und die Welt bekommt langsam aber sicher ein neues Gesicht. Wenn sich aber - und das passiert mindestens alle Jahre einmal - die Kriegskameraden im Gutshaus unter den Riesenpappeln treffen, dann wird die alte Zeit wieder wach. Dabei wird manches Glas Wein getrunken. Mahnt aber die Hausfrau zur Mäßigung, nicht aus Sparsamkeit, wohl aber des Reißens wegen, das sie alle in den Knochen spüren, fängt wohl einer aus der Runde an: „Sag mal Georg, wie war das eigentlich Anno 1807 mit deiner Verlobung? Die soll ja in aller Öffentlichkeit von einem gewissen Jemand bekanntgegeben worden sein, ehe du überhaupt daran dachtest!"

Dann geht Frau Luise Faber, geborene Linde, still hinaus, steigt in den Keller und - holt noch ein paar Flaschen ...

# Das Rathaus am Heumarkt -

## einst ein Meisterwerk niederdeutscher Spätgotik

Die Stettiner Altstadt läßt heute kaum noch ahnen, daß es auch hier einmal eine Blütezeit mittelalterlicher Baukunst gegeben hat. Außer den drei Kirchen ist nichts an Bürgerhäusern oder sonstigen Baulichkeiten aus dem Mittelalter vorhanden. Lediglich der Westgiebel des alten Pfarrhauses der Jakobikirche und der hofseitige Giebel der alten Münze geben ein ungefähres Bild der damaligen Bauweise.

Dieses Bild erfährt seine Ergänzung durch die Radierung von Bruin und Hogenberg, auf der das mittelalterliche Stettin mit seinen Mauern, Türmen und Toren dargestellt ist.

Auch von dem Rathaus am Heumarkt wissen wir nur weniges. Aber dieses wenige ist doch wert, daß es einer näheren Betrachtung unterzogen wird, nachdem in einer sehr verdienstvollen Arbeit über den spätgotischen Baumeister Heinrich Brunsberg schon einmal auf die Notwendigkeit hingewiesen wurde, das Rathaus endlich der Vergessenheit zu entreißen. (Dr. Max Säume: Hinrich Brunsberg, ein spätgotischer Baumeister, Stettin 1926.)

Bekanntlich birgt der heute noch vorhandene Bau des alten Rathauses am Heumarkt, der in seiner Barockarchitektur von den Schweden aufgeführt wurde, den alten Kern noch in sich, der sich einstmals

Westgiebel des Pfarrhauses von St. Jakobi

zusammensetzte aus einer Gerichtshalle und einer Kaufhalle. Wann die Gerichtshalle erbaut wurde, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich bestand sie aber schon, als im Jahre 1245 Herzog Barnim I. den Bürgern die Erlaubnis zum Bau eines Festhauses am Markt gab, das nun, gleichzeitig als Kaufhalle dienend, zwischen die Gerichtshalle und die 1811 abgebrochene Nikolaikirche eingebaut wurde. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts, also etwa 200 Jahre später, erfolgte der Umbau des Rathauses, durch den Gerichtshalle und Kaufhalle architektonisch zusammengefaßt wurden. Gleichzeitig wurde der Keller unter der Kaufhalle überwölbt. Die zwölf Sterngewölbe und die fünf dicken Rundpfeiler sind noch heute vorhanden, während die aus vier Jochen bestehende offene Gerichtshalle nur noch aus spärlichen Resten zu erkennen ist. Von der Kaufhalle ist nichts mehr festzustellen.

Dieser Umbau, der nunmehr eine Gesamtlänge von etwa 35 Metern und eine Breite von etwa 7 Metern hatte, erhielt ein hohes Satteldach, das auf den Schmalseiten von überragenden Giebeln abgeschlossen wurde. Die künstlerische Behandlung dieser Giebel aber muß ein wahrhaftes Meisterwerk niederdeutscher Spätgotik gewesen sein. Ein genaues Bild ist leider von diesen Giebeln nicht vorhanden. Die Radierung von Bruin und Hogenberg vom Jahre 1590 läßt nicht viel mehr als das Vorhandensein von vier Feldern und fünf Fialen (gotische Spitztürmchen) erkennen. Ein Ölgemälde aus der Zeit um 1600 stellt wieder die Giebel so dar, als wenn sie aus fünf aneinandergereihten Türmen bestünden!

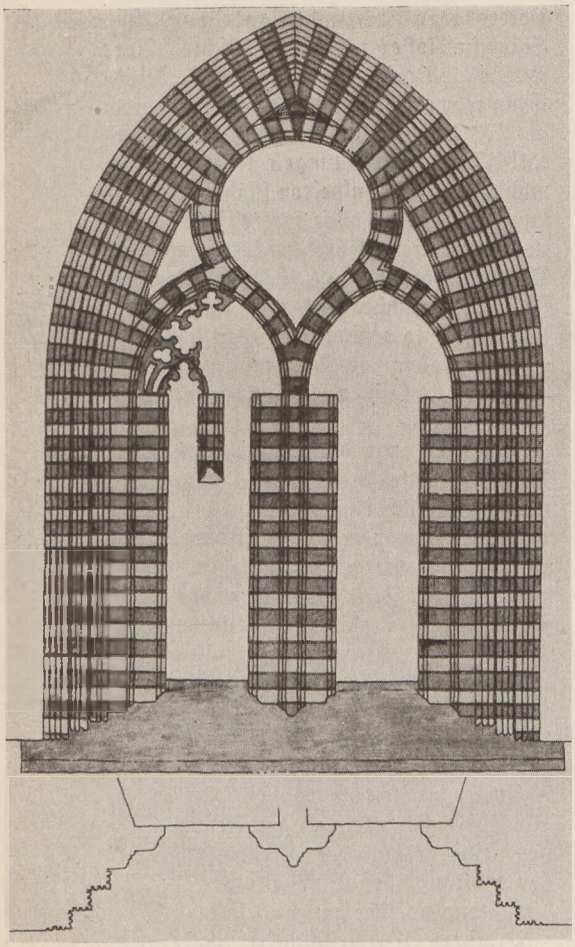
Damit könnten wir also wenig anfangen, wenn nicht zwei Reisebeschreibungen und eines der schönsten Werke Meister Brunsbergs uns weitere Auskunft geben würden. Im Jahre 1617 besuchte der weitgereiste und kunstsinnige Augsburger Philipp Hainhofer den damaligen Herzog in Stettin. In einem Reisebericht schildert er diesen Besuch, und er sagt unter anderem folgendes: „Am Wiederhereingehen haben wir das Rathauß gesehen, so von gefarbten branten Stainen gar auf alte Art mit hohen durchbrochenen Mauern oder Schießen erbawet und der gescheggeten abgesetzten Farben halber

Das alte Rathaus
Nach einem Gemälde in der Börse

mich schier an die Thumkürchen von Siena oder an St. Johannes Thurm zu Florenz mahnet, allein das hier nur gebrante Stain, jehnes aber rothe, schwarze und weiße Marmelstain sein." Nach Franz Kugler berichtet eine weitere Reisebeschreibung: „Es hat diese schöne Stadt viel wohlgebaute Häuser. Das Rathaus am Markt in der Stadt ist arg sehenswürdig, hat hinten und vorne große Giebel, durchsichtig ausgearbeitet, daß sich zu verwundern."

Beide Berichte sprechen also von den durchbrochenen Giebeln, der eine hebt außerdem aber noch die farbig abgesetzte Behandlung des Mauerwerks hervor. Dieses ist nun auch tatsächlich bestätigt worden durch den Befund am heutigen Bau: sowohl das anläßlich der Instandsetzung im Herbst 1937 entfernte Fenster der Nordseite wie auch die in der alten Gerichtshalle unterm Putz hervorgeholten profilierten Gewölbedienste zeigten den Wechsel von grünglasierten und gebrannten roten Backsteinen.

Bevor auf die Architektur der Giebel im einzelnen eingegangen werden soll, bleibt noch die Frage hinsichtlich der fünf Türme zu lösen, wie sie auf dem oben erwähnten Ölgemälde erscheinen. Diese Frage läßt sich wohl sehr einfach und sehr schnell beantworten. Wenn man nämlich einen gotischen Giebel, der aus Wimper-



Gotisches Fenster am alten Rathaus

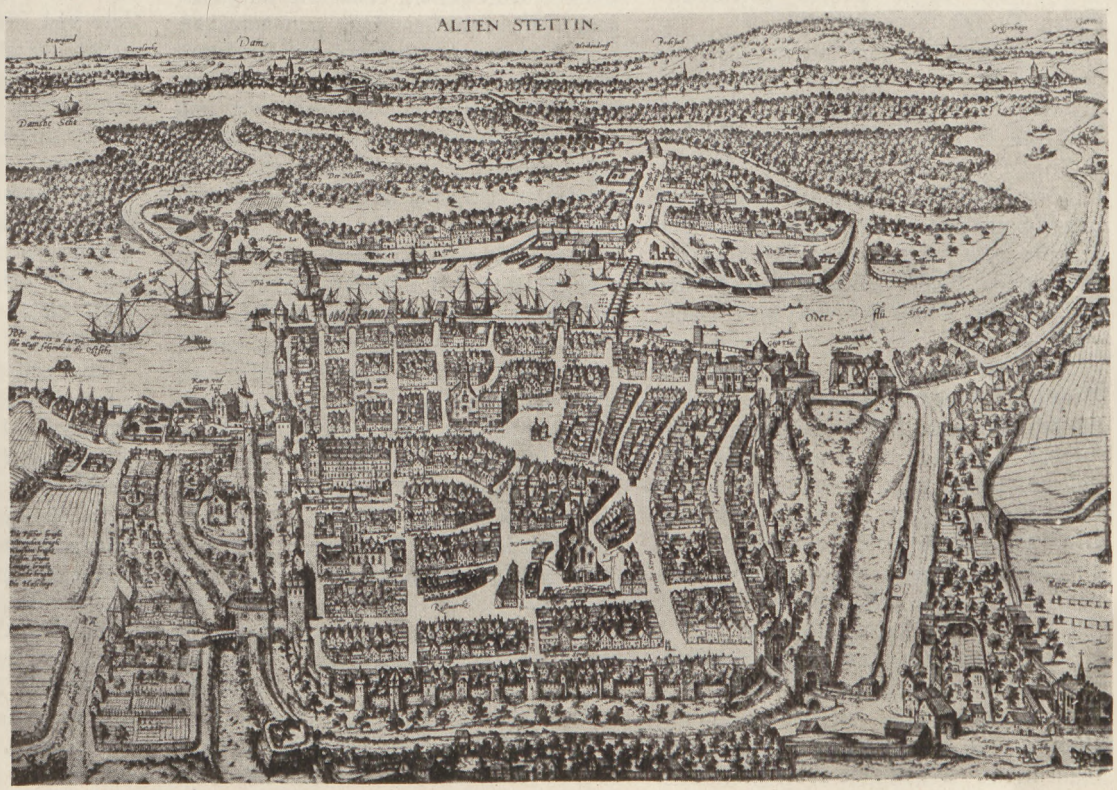
gen und Fialen besteht, in einer gewissen Verkürzung sieht, so überdecken die Fialen die Wimpergen - und diese Überdeckung kann so stark sein, daß sich scheinbar Fiale an Fiale reiht und der Giebel den Eindruck erweckt, als bestünde er nur aus Türmen. So erklärt sich auch die Darstellung der Rathausgiebel auf dem Ölgemälde. Sie bestätigt im übrigen das Vorhandensein fünf gleichhoher Fialen.

Was nun die künstlerische Ausgestaltung betrifft, so scheint es sich in der Tat nach den Beschreibungen um eine ganz hervorragende Leistung gehandelt zu haben. Wenn ein Mann wie Hainhofer, der in der Welt herumgekommen war, einen Vergleich mit den berühmten oberitalienischen Bauten wie dem Dom zu Siena und dem Baptisterium zu Florenz anstellt, dann muß ihm schon in dem Giebel des Rathauses eine künstlerische Tat allerersten Ranges entgegengetreten sein. So dürfte man wohl keineswegs fehlgehen, wenn man der Ansicht zuneigt, daß es sich bei der Ausbildung der Giebel um etwas ähnliches gehandelt hat wie bei dem berühmtesten Werk Brunsbergs, der Marienkapelle der St. Katharinenkirche in Brandenburg a. H. Auch hier haben wir es mit einem Giebel zu tun, der aus fünf gleich hohen Fialen besteht, dessen Felder in ihrer Spitze unter dem Wimpergenabschluß eine filigranartig ausgearbeitete, durchsichtige Rose tragen, und der in der farbigen Behandlung des Materials Schicht um Schicht wechselt.

Stellen wir uns einmal vor, daß die Felder nicht wie bei der Marienkapelle schräg gegeneinander stehen, sondern in einer Ebene liegen - verbreitern wir ferner die Felder um ein weniges und denken wir uns unterhalb des Bandes vier hohe Spitzbogenöffnungen herunter bis zum Boden: so dürfte damit wohl der Südgiebel des Rathauses in seiner vollen Schönheit vor uns stehen.

Die Marienkapelle ist ein vollendetes Meisterwerk niederdeutscher Spätgotik. Dehio, der große Kunsthistoriker, bezeichnet diese Schöpfung Brunsbergs als „das prächtigste Werk der spätgotischen Ziegelbaukunst". Am 15. August 1401 hat dieser Baumeister der Spätgotik mit dem Bau der Kapelle begonnen, im Jahre 1434 hat er sie vollendet. Über den Beginn berichtet eine Inschrift, die ihn Hinricus Brunsbergh de Stetin nennt, weil diese Stadt Ausgangspunkt seines Schaffens war. Man nimmt an, daß er bald nach der Vollendung der Marienkapelle gestorben ist. Sollte dies der Fall sein, so ist es sicher ein Schüler Brunsbergs gewesen, der die Giebel des Stettiner Rathauses geschaffen hat. Näher liegt freilich die Annahme, daß sie auf Anregungen zurückgehen, die vielleicht der Meister noch selber gegeben hat.

Bernhard Saal




Stettin um 1530. Einigermaßen klar ist die Bauweise des alten Rathauses zu erkennen.
Aus dem Städtewerk von Bruin und Hogenberg

*Museum der Stadt Stettin*

# Zweikampf

ERZÄHLUNG VON ARNOLD KRIEGER

Du bist verändert, Brigitte!"

„Ich, Vater? Ich verändert? Eher scheint mir, daß du selbst als ein anderer zurückgekommen bist."

Herr von Zedlitz trat langsam auf sie zu. Das junge Mädchen senkte die Lider, senkte den Kopf. Sie scheute vor dieser Aussprache zurück, obwohl sie selber nichts zu scheuen hatte.

Herr von Zedlitz nahm ihr Kinn, hob es so, daß ihn der volle dunkelschimmernde Blick traf. Anklage aus verletzter Kameradschaft, Besorgnis, Tochtertrotz, flehende Warnung, das alles wollte aus diesem Blick in den seinen überströmen. Da mußte er selbst die Augen niederschlagen. Er wandte sich ein wenig ab und sah auf den Gutshof hinaus.

Brigitte krampfte die Hand in der großen Tasche ihrer Wirtschaftsschürze. „Ich verstehe dich nicht mehr, Vater", sagte sie, und es lag zu viel Rauheit darin, „es war doch alles so schön hier auf Kruglanken."

Aus dem offenen Kamin drang ein Ächzen und Fauchen. Das Harz in den Scheiten schmolz. Ein paar feurige Tränen spritzten heraus. Herr von Zedlitz ließ die hochgezogene Achsel wieder sinken und bemerkte: „Ich verstehe nicht genau, was du meinst, Brigitte? Soll ich das Ganze als einen Protest betrachten? Einen Protest wogegen?"

Sie näherte sich ihm wieder, legte die Rechte auf sein schmales Handgelenk. „Vater, wann fährt dein Gast ab?"

Seine Stirn bekam einen blaßroten Schein. Der kleine, farblose Bart zitterte mit der Oberlippe. Er machte die Stimme ganz schmal und sagte: „Fräulein Nosters Abreise wird sich ganz nach den Umständen richten. Unser Haus hat noch niemals einen Gast, der sich hier wohlfühlt –"

„Ich verstehe nicht", unterbrach ihn Brigitte, „ich verstehe absolut nicht, daß sie sich hier wohlfühlt! Sie paßt nicht hierher. Ihr ganzes Benehmen ist unpassend. Warum hat dieses Dämchen, das kaum älter ist als ich, die weite Reise nach Masuren gemacht? Warum hast du sie eingeladen? Was verspricht sie sich davon? Wozu diese plötzliche Freundschaft mit einem wildfremden Menschen?"

„Dein exaltierter Ausbruch, mein Kind, ist reichlich unbegründet. Fräulein Noster ist ein gebildeter und sympathischer Mensch, der gern einmal unsere Natur kennenlernt. Sie ist eine vorzügliche Eisläuferin. Ich hatte ihr von unsern schönen Seen erzählt . . ."

„So, und dann kommt sie eigens hierher, um Schlittschuh zu laufen?" Brigitte lachte recht unschön, wie sie selber empfand.

„So rede doch nicht so laut", beschwichtigte sie der Vater erzürnt, „ich glaube, sie kommt durch den Flur."

Etwas später stand eine zartumrissene Gestalt im Türrahmen, mit gewinnendem Lächeln, aber ein wenig verwirrt, in einem Kleid von dunklem Velour mit einem Kragen aus weißer Blumenranke. Alles an ihr ist gekünstelt, mußte Brigitte sogleich denken.

„Nun, gut geschlafen?" fragte Herr von Zedlitz; „aber so bleib doch, Brigitte!"

„Du weißt, ich habe in der Molkerei zu tun." Sie neigte kurz den Kopf zu Fräulein Noster und verließ das Zimmer.

Sicherlich würden die beiden sich jetzt über sie unterhalten, in einem Einverständnis, das schon nicht mehr stillschweigend war! Welch ein unerwarteter Mißgriff ihres Vaters, diese aparte Zierpflanze in die Einsamkeit von Kruglanken zu verschleppen, diese durchtrieben Holde, an der alles Mache und Aufmachung war!

Brigittes Urteil über Fräulein Noster stand schon am ersten Abend fest. Ihr Gehabe war gerade durch die aufgetragene Liebenswürdigkeit ungenießbar. Man kann nicht stundenlang Konfitüre essen. Und wie sie aus ihrem Täschlein das Tüchlein nahm, das batistene, und aus der einen Ecke in raffinierter Stickerei den Namen Evelyn herauslugen ließ, da wußte Brigitte, daß sie diese Evelyn zum Teufel wünschte.

Sie hätte sich mit dem Fräulein ungewisser Herkunft weniger gründlich beschäftigt, hätte nicht die unerklärliche Zuneigung ihres Vaters einen so bedrohlichen Grad erreicht. Was sie selber mit all ihrer Vernunft und Kameradschaft nicht durchgesetzt hatte, gelang der Gegnerin spielend. Die schweren Zigarren blieben verbannt, das mitternächtige Billardspiel war ausgeschaltet. Eine übertriebene Jagdleidenschaft schien es niemals gegeben zu haben!

In der Molkerei sah Brigitte abwesend und abweisend aus. Überall hatte sie etwas zu rügen. Unter den Instleuten glaubte sie ein Tuscheln und Trätscheln wahrzunehmen.

Vielleicht irrte sie. Vielleicht war es noch nicht so weit. Die Haltung ihres Vaters war nach außen tadellos. Auch Fräulein Noster vergab sich nichts. Aber gerade die Verschwiegsamkeit dieses Mädchens war gefährlich. Und schlimmer noch als das Heimlichtun war, daß sie heimisch tat! In den Stallungen fühlte sie sich wohl; mit dem Inspektor süßholzte Fräulein Evelyn. Für alles interessierte sie sich in ihrer unverschämt-bescheidenen Art. Man zeigte ihr die höchste Achtung. Wünsche brauchte sie nur anzudeuten. Wenn das so weiterging, war schließlich Evelyn Noster die Tochter des Hauses, sie selber jedoch nur eine abgerackerte Haustochter.

Sie ging zur Gärtnerei. Es hatte schon Bodenfröste gegeben. Um alles mußte man sich kümmern.

Die Luft war erquickend streng. Bald würden sich die Seen schließen. Dann war die Zeit des Eislaufens da. Über die Gewässer hinschweben, das war für Brigitte ein Genuß ohnegleichen. Die etwas robuste Gutstochter mochte darin das Abbild eines schöneren und freieren Lebens durchkosten. Wie erdbacken und zahlendürr war doch ihr Dasein!

Aber nur selten empfand sie es so. Meist war sie zufrieden den kleinen Sorgen hingegeben, der Viehhaltung, der Haushaltung, der Buchhaltung.

Haltung auf der ganzen Linie.

Brigittes Wetterfühligkeit hatte recht gehabt. Das Quecksilber sank. Die Pfützen hatten knusprige Häute.

„Dann werde ich Sie ja bald wieder auf dem Eis bewundern können", sagte Herr von Zedlitz zu Evelyn Noster.

Brigitte glaubte, am Abend zuvor gehört zu haben, daß er sie duzte. Es hatte schlimm auf sie gewirkt. Und sie hatte so steif und beklommen dagesessen, als sei ihr Herz in Nesseln gehüllt.

Am Morgen danach beliebte Fräulein Noster im Eisdreß zu erscheinen. Der Parkweiher war zugefroren. Hier lief sie ihre ersten Figuren. Trotz aller Gegnerschaft mußte Brigitte hinschauen und sogar ein ganz klein wenig bewundern.

Aber als Evelyn freundlich meinte, sie würde Brigitte gern unterweisen, sich „einige Neuheiten" anzueignen, da verhärtete sich diese sogleich, und ihr Mund wurde weiß vor Hochmut.

Ja, sie gab es innerlich zu, sie war ungerecht gegen Evelyn Noster. Diese mochte ein passabler Mensch sein, wenn es ihr nicht gerade einfiel, sich auf ostpreußischen Gütern einzunisten. Ja, Evelyn hatte entschieden gute Eigenschaften neben ihrer Blenderei, aber was half es, daß man das nachträglich mit dem Verstand einsah, wenn das Gefühl schon im Anfang das Verdammungsurteil gespro-

chen hatte? Es war ja so befreiend, einmal ungerecht zu sein, von Herzen ungerecht, zumal für eine Frau, die den nüchternen Dingen eines Gutsbetriebes verdingt ist.

In diesen Tagen warb Evelyn mit besonderer Dringlichkeit um Brigittes Neigung. Brigitte merkte, daß jetzt die Entscheidung fallen mußte. Evelyn war schon nicht mehr ein Gast, der bereit ist, sich verwöhnen zu lassen, sondern sie selber bewirtete mit allen Gaben, die ihrer Natur zur Verfügung standen.

Und wieder kam ein Morgen, an dem Herr von Zedlitz die Aussprache suchte. Aber Brigitte ließ ihn nicht aussprechen. Die Miene ihres Vaters verhieß ihr nichts Gutes. Seine Freundlichkeit war wie glasiert.

„Laß mich, Vater", sagte sie, „tu, was du willst. Auch ich werde mir schlüssig werden."

Sprach's und verließ ihn.

Sie wollte nach Lyssuthen. Ihr Vater verkehrte nicht mit diesem Gut. Von Marquardt war ein Jugendfreund ihrer verstorbenen Mutter. Ein breiter, braver Mann mit roten Backen und schmetterndem Lachen - das Gegenteil ihres Vaters.

Vielleicht konnte ihr Onkel Marquardt helfen.

In aller Eile packte sie einen Rucksack. Etwas Kleidung und Wäsche nahm sie mit. Ihre Schlittschuhe legte sie zuoberst. So ging sie, ohne sich umzudrehen.

Ihr Vater würde sich um sie ängstigen. Wenn ihm Evelyn dazu Zeit ließ . . .

Am Trassensee schnallte sie an. Als sie den Schlüssel wegsteckte, stand plötzlich, vom Lauf gerötet, Evelyn vor ihr.

Brigitte starrte sie an. Evelyn verstand auch ohne Hellsicht, was diese Fahrt bedeutete. „Kind", sagte sie weich und wollte ihre Hand greifen. Heftig erbost, entriß sie ihr Brigitte. Die andere hatte das unglücklichste Wort gewählt.

„Ich weiß, daß Sie mich hassen, Brigitte. Aber glauben Sie mir, es ist alles so ganz anders, als Sie es sehen."

„Lassen Sie mich sein! Ich habe keine Zeit zu solchen Gesprächen." Sie stieß sich ab, glitt mit kurzen, hastigen Zügen über das frische Eis.

Evelyn folgte ihr.

„Sie sehen in mir eine verschlagene Person, einen Menschen, der sich an Ihren Vater gehängt hat. Ich scheine Ihnen unmoralisch, weil Ihr Vater vierzehn Jahre älter ist als ich."

Wollte diese aufdringliche Gesellschafterin etwa behaupten, daß sie schon dreißig Jahre alt sei? Ein Trick auch dies, nichts weiter.

„Warten Sie einen kleinen Augenblick, Fräulein Brigitte. Wir können besser sprechen, wenn wir uns dabei ansehen. Eilen Sie doch nicht so. Es fällt mir schwer zu sagen: Aber Ihr Vater hat mich gebeten, lange gebeten, daß ich hierher kommen solle. Schließlich hat er mich geholt. Ich fürchtete mich nicht vor der Natur. Aber ich fürchtete mich - Sie ahnen es jetzt vielleicht - ich fürchtete mich vor Ihnen."

Sie fuhren nebeneinander. Brigitte konnte es nicht hindern.

„Er hat Sie mir als ein Idealbild hingestellt. Er hat von Ihnen geschwärmt wie von seinem besten Kameraden. Er hat -"

„Ich will nichts mehr hören!" schrie Brigitte böse und verschüttete den kleinen, süßen Schauer, der ihr im Herzen erglimmen wollte.

Lange wurde zwischen ihnen nichts gesprochen. Brigitte bemühte sich, ihr Tempo noch zu beschleunigen. Es war wie eine Jagd. Und die Sonne leuchtete mit steigender Wärme hernieder. Ihr Schein strömte über das junge Eis hin.

„Brigitte", sagte Evelyn, jetzt etwas atemlos, „Sie dürfen nicht weiter. Das Eis trägt noch nicht recht. - Ich habe heute zweimal Bruch gehabt. - Wo wollen Sie überhaupt hin, Brigitte? - Sagen Sie es offen. - - - Ich bin Ihre Freundin. - Wir werden uns verständigen. - Aber alles -!"

Brigitte legte die Lippen fester aufeinander. Sie atmete nur durch die Nase. Sie war von klein auf an große Läufe gewöhnt. Die andere mochte auf den künstlichen Plätzen der Großstadt glänzen, hier würde sie allmählich versagen.

„Sie wollen von Hause weg, Brigitte -." Evelyn glitt wieder an ihre Seite. - „Sie haben irgendeine Dummheit vor."

Da stoppte Brigitte so plötzlich, daß die andere einen Wirbel auf der Stelle zog, vielleicht nur aus Eitelkeit. „Ich will Ihnen etwas sagen, Fräulein Noster. Für meine Dummheiten stehe ich selber ein."

Sie fühlte, daß sie das Eigentliche nicht gesagt hatte, daß ihre Bemerkung verunglückt war und lächerlich wirkte. Hastig setzte sie sich von neuem in Schwung. Die Ufer traten jetzt auseinander. Erlen und Weiden säumten den See nach Norden. Auf der anderen Seite war Unland.

Das Eis stöhnte unter ihrem hinfliegenden Gewicht. Manchmal schien es sich zu biegen. Risse sprangen hinter ihr her.

„Wir wollen an's Ufer, Brigitte."

Diese drehte sich um. „Sind Sie feige?" Aber sie bereute es sofort.

Evelyn schwieg und schwang ihre Bogen.

Da sagte Brigitte: „Vielleicht wollen Sie ausspionieren, wo ich hinwill. Ich sag' es Ihnen so. Ich gehe nach Lyssuthen, und ich bleibe dort, bis sich alles geklärt hat. Bestellen Sie es meinem Vater!"

Mit aller Kraft lief sie weiter. Jetzt würde sie von der da loskommen. Diesem Tempo war sie nicht mehr gewachsen.

„Brigitte! Brigitte!" tönte es hinter ihr her.

Wieder lief ein Knacken und Knirschen quer über die Fläche. Plötzlich stockte Brigitte. Hier war eine gefährliche Stelle. Eine Halbinsel schob sich in den See. Eine mächtige Weide stand im Wasser und griff mit den Zweigen weit hinaus bis dorthin, wo von den beiden Quellen Strömung war. Die Durchfahrt war also sehr schmal. Möglicherweise kam man heute überhaupt nicht mehr hinüber. Man müßte umkehren, an Land treten und die Stelle umgehen.

Aber gerade das war ihr unmöglich.

Es hätte wie eine Kapitulation gewirkt.

Entschlossen, mit einem Schneid, für den sie mit ihren zweiundzwanzig fast zu alt war, sauste sie auf die Bedrohung zu. Es knickte und knisterte und bog sich unter ihr. Das Eis war keinen halben Zoll dick. Es gab strahlige Risse. Über der schwarzen Tiefe züngelten blaue Linien: Das letzte Signal.

Unmenschlich weit holte der Baum hier aus. Die Äste hatten sich im Eis verkrampft. Noch schneller lief Brigitte. Sie keuchte vor Lust und Angst. Ein letztes Krachen folgte ihr auf den Fersen. Dann hatte sie gelben Grund unterm Eis. Sie war gerettet!

Etwas ruhiger geworden, hob sie den Blick. Evelyn schien zu zögern. Sie sah wie fragend zu Brigitte. Diese lächelte höhnisch. Da mochte Evelyn denken, daß das Eis, wenn es die soviel Schwerere getragen habe, auch sie selber noch hinüberließe.

Brigitte schüttelte den Kopf. „Nicht doch!" wollte sie rufen. Doch jetzt war es zu spät.

Eine silberne Gloriole schauerte über das Eis. Es brach und splitterte unter Evelyns Füßen und Händen. Sie hatte nicht geschrien, aber Brigitte sah, daß sie voller Entsetzen war.

Brigitte lief auf sie zu, aber da gab das Eis auch unter ihr nach, und sie strauchelte. Mit größter Mühe schwang sie sich aufs Feste zurück. Drüben das kleine Pächterhaus lag wie ausgestorben. Sollte Brigitte hinlaufen? Aber dann

würde es zu spät sein. Sie mußte Evelyn retten. Wieder versuchte sie, sich der verzweifelt Fuchtelnden zu nähern. Vergebens. Brigittes Augen wurden weit. Plötzlich huschte ihr ein satanischer Gedanke durch den Sinn. Wenn Evelyn nicht mehr war, würde der Vater nicht noch einmal heiraten; das Gut würde einmal auf sie übergehen, auf sie allein! Aber noch während sie dieses dachte, hatte sie sich weit vorgewagt, war jetzt selber eingebrochen, fühlte das Wasser eisig unter ihren Röcken, griff nach dem Eis, das immer wieder in Scherben abbrach. Sie sah das angstentstellte Gesicht der Gegnerin, die gleich ihr danach rang, einen Haltepunkt zu gewinnen.

Brigitte warf sich auf die rechte Seite, versuchte zu schwimmen, stieß sich überall wund. Da fühlte sie Evelyn dicht hinter sich. „Nicht anfassen!" schrie sie, denn sie wußte, daß sonst beide verloren wären. Evelyn schien nicht sehr gut schwimmen zu können, oder sie hatte völlig den Kopf verloren. Sie schluchzte und pustete und wimmerte. Das Wasser spritzte um sie beide von den schlagenden Füßen. Brigitte hieb mit der dicken Faust auf die Schollen. Sie stemmte sich vorwärts, um die zähen großen Scheiben vor ihr zum Platzen zu bringen. Wie Glas schnitt es in ihre Waden. Die Fäuste wurden blau, dann blutig. „Ich muß ihr den Weg bahnen!" dachte Brigitte; „sie muß Raum zum Schwimmen haben."

Sie tastete nach Grund. Das Wasser sprudelte in ihren Ohren. Sie schwang sich wieder auf. Ihre Fäuste hämmerten zum Trommeln des Herzens. Ihre Lunge sog und preßte die Luft wie ein Blasebalg. „Kannst du noch?" fragte sie hinter sich, fast ohne es zu bemerken. „Ja!" keuchte es jammervoll. Immer noch war bodenlose Schwärze unter ihnen. Immer noch brach Brigitte mit beiden Händen die Schollen an. Immer noch warf sie sich mit der Brust gegen die Schnittflächen des zähen Eises, das den Füßen nachgab, den Händen aber widerstand. Sie hörte nichts mehr von Evelyn. Und zum zweiten Male durchfuhr sie jener teuflische Gedanke. Sie steuerte ihren Körper ein wenig nach links. Evelyn war bis an den Mund im Wasser. Ihre Beine schienen von der Kälte gelähmt. Die Zunge hing im Mundwinkel. „Evelyn! Evelyn!" rief Brigitte.

Und eine letzte Anstrengung, ein letztes Anstürmen!

„Ich habe Grund!" schrie Brigitte —

— — — — — — — — — —

Eine Viertelstunde später lagen sie beide im Hause des Pächters. Brigitte erholte sich schneller. Überall brannte die Haut von den Schürfen. Evelyn schlief, fast ohne, daß sich die Brust hob und senkte.

Brigitte richtete sich ganz auf und blickte lange zu ihr hin.

Warum empfand sie keinen Haß mehr, sondern etwas ganz anderes? –

Als Herr von Zedlitz ins Zimmer trat, legte Brigitte den Finger auf den Mund.

In seiner Verlegenheit wollte der Vater schelten. „Wie kam denn das nur?" fragte er. Brigitte richtete den Blick halb auf Evelyn und sagte: „Das Eis ist gebrochen, Vater. Das ist alles."

# Die fruchtlose Wallfahrt der Gräfin Lebehn

VON BERNHARD ZEBROWSKI

Dies war vor vielen, vielen Jahren – und es ist fast eine Legende, die hier zu erzählen ist. Wenn es geschieht, so nur zögernd und widerwillig, weil leicht das Mißverständnis aufkommen könnte, als wollte sich der Erzähler lustig machen über eine vom Schicksal grausam Geschlagene. Über den Schatten dieses Verdachts zu springen, ist hier besonders schwer. Denn die Gräfin Lebehn war blind.

Die Gräfin Lebehn war blind und sehnte sich mit aller Inbrunst nach ihrem Augenlicht.

Traurig wäre es nun, berichten zu müssen, wie die Gräfin behutsamen Schrittes durch die duftende Allee des Schloßparks ging, begleitet von dem stillen, seidenweichen Hündchen Crèvecoeur, wie sie hin und wieder an einem Fliederbusch stehen blieb und in unendlicher, unaussprechlicher Sehnsucht die Zweige abtastete, bis ihr eine der frühlingsprallen Blütendolden kühl durch die Hände glitt. Traurig wäre es, erzählen zu müssen, wie es war, wenn die Abendsonne die Schloßfenster auflodern ließ in einem goldroten Brand, indes die Gräfin schon im Schatten fröstelte und den Schal dichter um die Schultern zog. Wie sie mit einer wehen Gebärde das Hündchen Crèvecoeur aufhob und an das einsame Herz drückte.

Aber nein. Der Gräfin Lebehn folgte kein Hündchen Herzeleid, sondern ein verstrolchter, grauer Köter, der seltsamerweise Roderich hieß und nur dazu nutze war, mehrmals des Tages ein paar derbe Tritte von den männerhaften Botten der Gräfin in Empfang zu nehmen, was aber seinem heiteren Gemüt keinen sichtbaren Abtrag tat. Ungekränkt war er immer wieder zur Stelle und hielt sich zur Verfügung, wenn selbst der junge Graf Willibald und der Doktor Schraun vor dem gewalttätigen Wesen der Schloßherrin die Flucht ergriffen. Dann, wußte Roderich, polterte sie noch eine Weile für sich allein, vielleicht ging ein Spiegel in Trümmer, vielleicht eine Vase beim zornigen Umherfuhrwerken des Krückstocks, dann bekam er seinen Tritt, und es herrschte wieder Ruhe bis zum nächsten Mal.

Nicht um der Schönheiten dieser Welt wieder ansichtig und teilhaftig zu werden, ersehnte sich die Gräfin Lebehn ihr Augenlicht wieder zurück, das sie vor zehn Jahren jählings verloren hatte. Auch nicht so sehr, um zu wissen, wie Roderich aussah, der ihre Tritte empfing, und wie der Doktor Schraun, der ihr Brot aß. Nein, sie war zerfressen von Mißtrauen und Ingrimm, sie ging durch ihr blitzblankes, oben und unten und überall rein geschrubbtes Schloß, durch den wie mit dem Lineal angelegten Gemüsegarten und wähnte sich umgeben von Unsauberkeit, Verlotterung und Vergeudung. Aus ihrer Dunkelheit wütete sie tagein, tagaus gegen eine Welt von Nachlässigkeit und verstocktem Ungehorsam, von Falschheit und Lüge. Sie konnte nicht glauben, was man ihr sagte, sie konnte nicht glauben, daß man sie nicht betrog. Nein, sie wollte ihr Augenlicht wiederhaben, um endlich zu sehen, was sie ahnte. Sie wollte sehen, daß der Staub fingerdick auf den Möbeln lag, daß das Unkraut zwischen den Möhren wucherte, daß die Spiegel fleckig waren und die Fensterscheiben blind, sie wollte sehen, daß der Doktor Schraun bei Tisch doppelte Portionen fraß, daß die Kühe nicht

richtig ausgemolken waren und daß Willibald immer noch wie vor zehn Jahren den Mund ein wenig offen hielt, als wartete er dümmlich darauf, daß etwas hineinflöge.

So war die Gräfin Lebehn. Es muß gesagt werden, so häßlich es auch klingen mag. Denn es ist die Wahrheit.

*

„Er kann wieder laufen?" fragte die Gräfin mit ihrer tiefen, etwas rauhen Stimme. „Er kann wieder laufen wie früher?"

„Wie ein Wiesel", bekräftigte der Doktor Schraun.

„Ja, ma tante", sagte Willibald.

„Hm", machte die Gräfin.

Dann schwiegen sie wieder.

Es war nach dem Abendbrot. Sie saßen vor dem Kamin. Willibald warf einen Kloben ins Feuer.

„Das ist mein Geld, das du da verbrennst", sagte die Gräfin böse.

„Ma tante -."

„Niemand friert! Ihr glaubt, ich merke nicht, daß ihr den Möhlener Forst abholzt, wie? Glaubt ihr das?"

„Ich schwöre Ihnen, ma tante, daß kein Axtschlag -."

Die Gräfin gab einen Laut von sich, halb Lachen, halb Stöhnen, daß Roderich erschreckt aus seinem Druseln auffuhr.

Dann war es wieder still.

„Wieviel gab er hin?" fragte die Gräfin.

„Fünfzig, ma tante."

„Aber es ist ein sehr armer Mann", gab der Doktor Schraun zu bedenken.

Die Gräfin ließ ihren Kopf mit einem Ruck herum und auf den Doktor zufahren, daß er sich ganz verschüchtert verkroch.

„Wer soll Sie begleiten, ma tante?", versuchte Willibald sie abzulenken.

„Du", sagte sie nach kurzem Nachdenken, „und Dörte und Lamprecht."

Das gefiel Willibald recht wohl, wenn er an Dörtes volle, runde Arme und die abenteuerlichen Möglichkeiten der dörflichen Gasthäuser dachte.

„Und Doktor Schraun?", fragte er.

„Doktor Schraun!", fuhr sie auf. „Frißt er sich hier nicht satt genug?! Soll ich ihn auch noch in den Gasthöfen doppelt durchfüttern? Er bleibt hier!"

Der Doktor Schraun rührte sich nicht. Nur sein mageres Vogelgesicht zuckte weinerlich.

Willibald griff nach einem Kloben, aber er zog die Hand rasch zurück, als habe er sich verbrannt.

Die Gräfin fiel in langes Sinnen. Das Feuer knisterte leise.

„Die Schrift!", befahl die Gräfin plötzlich.

Willibald holte das große schwarze Buch herbei und legte es vor sie hin.

Die vierschrötige Gräfin Lebehn erhob sich und legte die Hand auf das Buch.

„Auf diesen meinen Beinen", sprach sie feierlich, „gelobe ich, den Weg zu dir zu tun. Mit diesen meinen Händen, gelobe ich, fünfhundert gute Taler zu deinen Füßen zu legen, wenn ich durch deine Gnade sehend werde!"

„Amen!", sagte der Doktor Schraun ergriffen.

„Gottsdonner!" schrie die Gräfin. „Hat er hier auch was zu melden?! Ich sage mir meine Amen ganz allein, das merke er sich!"

Und Roderich bekam einen gewaltigen Tritt.

So ward die Wallfahrt der Gräfin Lebehn auf Möhlen beschlossen und gelobt.

*

Als die aus Levenhagen aus ihrem nahen Kirchdorf vom Gottesdienst zurückkehrten, fanden sie kurz vor Levenhagen bei den drei Weiden einen am Boden liegen, der würgte und schluchzte wie in Krämpfen. Als sie ihn aufhoben, schluchzte und würgte er weiter und sie sahen, daß er eine geweihte Hostie in der Hand hielt. Da ließen die aus Levenhagen von ihm ab und schickten ihre Pferdejungen ins Kirchdorf zu dem Pfarrer, von dem sie eben kamen.

Der am Boden lag, war aber der Gottfried aus Kreppien. Und da der Pfarrer ihn sah, sagte er zu denen aus Levenhagen, daß der Satan in dem Gottfried sei und daß er deswegen die heilige Hostie nicht bei sich behalten könne, sondern sie immer wieder hervorbringen müsse. Dem Gottfried aber wies er, wie er die Hostie auf einen Stein legen solle, und forderte ihn auf, nach Kreppien zu gehen und bis zum andern Morgen im Gebet zu verharren. Dann werde der Satan von ihm gewichen sein.

Der Gottfried legte die Hostie auf den Stein und ging nach Kreppien. Als die aus Levenhagen anderntags zu dem Stein bei den drei Weiden kamen, fanden sie an Stelle des Steines einen goldenen Schrein und in ihm die geweihte Hostie. Neben dem Schrein aber stand eine kleine Mutter Gottes und bewachte ihn.

Das war die kleine Mutter Gottes von Levenhagen, der zu Ehren sie an der Stelle, wo es sich zugetragen hatte, eine Kapelle bauten, in der die kleine Mutter Gottes fortab Wunder über Wunder wirkte. Taube wurden hörend, Blinde sehend, Unfruchtbare kinderreich, Gichtbrüchige heil, Krumme gerade und Steife gelenkig, sobald sie nur den Rocksaum der kleinen Mutter Gottes berührten. In der Kapelle häuften sich die großen und die kleinen Gaben, die der Wundertäterin freudigen Herzens dargebracht wurden.

Und zuletzt hatte die kleine Mutter Gottes von Levenhagen den lahmen Kaspar aus Möhlen wieder springgesund gemacht, daß er laufen konnte wie ein Wiesel.

*

Auf Schloß Möhlen wurde geputzt und geschrubbt, gefegt und gefeudelt, denn die Gräfin hatte zum Abschied nichts gesagt als nur Unheil verheißend: „Aber, wenn ich jetzt wiederkomme . . .!"

Der kleine Wallfahrtszug, der nun schon seit vier Tagen gen Levenhagen unterwegs war, kam nur langsam vorwärts. Voran ging mit mächtigen Schritten, den Krückstock vor sich herstoßend, die Gräfin Lebehn am Arm des Neffen Willibald, den die Fußreise hart ankam. Hinter ihnen in gebührendem Abstand die dralle Dörte und der alte Lamprecht, der die Lederbeutel mit den fünfhundert guten Talern trug, eine Last, die ihm von Marschtag zu Marschtag schwerer vorkam. Der alte Lamprecht war nicht mehr recht in Gang.

So wäre es ein ziemlich trübseliger

## Morgenspruch

**Jedes Wort ist heilig**
**aus dem Ursprung her.**
**Wenn ich daran denke,**
**wird das Wort mir schwer.**

**Der zuerst es dachte,**
**der zuerst es sprach - -**
**Sachte, Seele, sachte!**
**Sinn' dem Wunder nach!**

**Jedes Wort ist heilig -**
**daß du recht es weißt:**
**eine Stufe näher**
**hin zum ewigen Geist.**

Hermann Claudius

Zug gewesen, wenn nicht hin und wieder Willibald einen Blick hinter sich nach der Dörte geworfen hätte. Die abenteuerlichen Möglichkeiten der dörflichen Gasthäuser hatten sich über Erwarten bewährt und des jungen Grafen wegen hätte die Wallfahrt nach Lourdes oder Jerusalem gehen können, so lästig ihm auch im übrigen die Fortbewegung auf den eigenen Beinen fiel. Der alte Lamprecht machte sich von nichts wissen und schüttelte nur ab und an still für sich den Kopf.

Je aufgeschlossener und zu versteckter Fröhlichkeit geneigter die beiden jungen Leute wurden, desto mürrischer und einsilbiger wurde die Gräfin Lebehn. Mit jedem ihrer großen Schritte schien sie weiter einzudringen in ein galliges Land der Mißstimmung. Von ihrer von Tag zu Tag sich verfinsternden Miene konnte man ablesen, daß schwere und bohrende Gedanken bei ihr Wurzel gefaßt hatten; so deutlich, daß Willibald vom dritten Tage an unterwegs kaum noch ein seltenes, zages „Ma tante" wagte.

Und es war sichtlich nicht nur die Abwesenheit des Köters Roderich der Anlaß ihrer Mißstimmung. Für Roderich hatte sie einen Ersatz gefunden in den dörflichen Wirten, mit denen sie feilschte und zankte, sobald sie nur mit ihrem Gefolge zur Mittags- oder Nachtrast einen Gasthof betreten hatte. Tat sie sich aber des Abends zur Ruhe nieder, so mußte zuvor Dörte die Beutel mit den fünfhundert Talern an das Fußende des Bettes legen. Sie stemmte die Füße gegen die Beutel und bewachte sie schlaflos. Ja, mitunter richtete sie sich in der Finsternis des Zimmers und ihrer Augen auf, strich mit den Händen über die Beutel hin und hob sie einzeln an. So sehr war ihre Schlaflosigkeit mit der Bewachung der Beutel ausgefüllt, daß sie nicht ein einziges Mal das Knarren der Dielen vernahm, wenn Dörte auf leisen Sohlen an ihrer Tür vorbei in das Zimmer des jungen Grafen Willibald schlich.

Es kam der fünfte Tag.

Die Sonne war über den Mittag hinaus, als der Wallfahrtszug der Gräfin Lebehn in Kreppien in dem Gasthause zur Rast ging. Die Gräfin ließ die Beutel vor sich auf den Holztisch stellen. Jeden einzelnen nahm sie in die Hand und wog ihn und ließ die Taler darin klingeln. Ihr Gesicht war finsterer denn je.

Die Sonne am blanken Spättagshimmel näherte sich ihrem westlichen Ziel. Da lichtete sich der Wald vor Levenhagen. Die Gräfin und ihre Begleiter standen am Waldessaum. In der Ferne stach das spitze Türmchen der Kapelle der kleinen Mutter Gottes von Levenhagen in den Himmel. „Ma tante...", sagte Willibald.

Doch die Gräfin hörte ihn nicht. Durch ihren Körper ging ein Zittern, als wehe ein unbekannter Hauch sie an. Sie legte wie geblendet die Hände vor die Augen. So verharrte sie.

„Oh", seufzte sie nach einer Weile, und die andern wußten nicht zu sagen, war es Schmerz oder Wonne.

„Oh", und sie nahm die Hände von den Augen. „Ich sehe!"

Sie hob den Arm und wies mit gestrecktem Zeigefinger voraus: „Ich sehe die Turmspitze, ich sehe den Wetterhahn, ich sehe die drei Weiden, ich sehe Levenhagen - ich sehe!"

Damit wandte sie sich den Ihren zu. Ihr neugeborener Blick fiel alsbald auf Dörte, die dicht bei Willibald stand und sich, der neuen Situation noch nicht genügend Rechnung tragend, von ihm dort tätscheln ließ, wo man gemeinhin die Pferde besonders sorgsam zu striegeln pflegt. Und schon empfing Dörte eine schallende Ohrfeige, so überraschend und so gut gezielt, daß sie vor Schreck das Heulen vergaß.

„Laß dich ansehen, Junge", sagte die Gräfin zu Willibald und fast gleichzeitig: „Du bist alt geworden in der Zeit, Lamprecht..."

An Lamprecht blieb ihr immer sicherer werdender Blick haften. Er umfaßte die Beutel mit den Talern und hielt sie lange fest. Und der Blick der Gräfin wurde störrisch und scheel, als er sich verstohlen zurückwandte nach dem Türmchen der Kapelle. Er kehrte zurück zu den Beuteln und wanderte so ein paarmal hin und her. Immer fester saugte er sich an die Beutel und immer kürzer und listiger streifte er das ferne Türmchen.

„Hab Dank, heilige Gottesmutter!", sprach die Gräfin Lebehn nicht ohne Feierlichkeit. Sie gab den Ihren ein Zeichen und wandte sich, Levenhagen im Rücken, zum Gegen.

Doch schon nach drei Schritten stolperte sie über einen Stein. Mit einem gräßlichen Aufschrei fuhr sie mit den Händen an ihre Augen.

„Blind!", schrie sie. „Blind!" Sie wandte sich rückwärts nach Levenhagen zu. „Blind! Blind!"

„Ma tante! Ma tante!"

Die Gräfin brach in die Knie und streckte die Hände nach Levenhagen aus, als wollte sie das Bild des Türmchens, des Wetterhahns, der drei Weiden, des Dorfes zurückreißen aus der Finsternis, in die es wieder versunken war.

„Gnadenreiche Gottesmutter!", rief sie kläglich. „Nimm meine Gabe! Nimm meine Gabe!" Und sie schrie nach Lamprecht. „Lamprecht! Guter Lamprecht! Eile mit den Talern, eile zur Kapelle! Gnadenreiche Gottesmutter, nimm meine Gabe!"

Lamprecht eilte davon mit den Beuteln, wie ein kleiner hüpfender Punkt war er bald. Hinter einem Gehölz verschwand er.

Die Nacht fiel ein. Von seltenen Schauern geschüttelt, lag die Gräfin reglos am Boden.

Willibald und Dörte standen aneinander gelehnt. Nach langer Zeit tastete sich Lamprecht wieder zu ihnen. Aber kaum, daß sie flüsterten.

Die Sonne ging wieder auf. Sie machte den Himmel strahlen und den Wetterhahn auf dem Türmchen funkeln. Die Welt wurde hell. Aber die blinde Frau, die im nassen Gras kauerte, blieb zurück in ihrer Nacht.

So endete die Wallfahrt der geizigen Gräfin Lebehn.

Von der kleinen Mutter Gottes von Levenhagen aber sagt man, daß sie sich von dem Tage an von den Menschen abgekehrt und nicht ein einziges Wunder mehr getan hat.

# Der alte Knecht

**Er kannte jede Krume Erde**
**Und jeden Baum und Strauch und Stein.**
**Und jeden Schritt der schweren Pferde,**
**Als wären Hof und Acker sein.**

**Er diente schon seit fünfzig Jahren,**
**Er kannte Sippe und Geschlecht.**
**Er zog, gebückt, mit weißen Haaren**
**Die Furche wie ein junger Knecht.**

**Er war verwachsen mit der Erde**
**Wie jeder Baum und Strauch und Stein.**
**Und seine Seele, die begehrte**
**Nicht mehr, als Gottes Knecht zu sein.**

F. H. E. Büttner.

# POMMERN IN ALLER WELT

## Schicksalsweg einer pommerschen Frau

Und noch ein ganz schlichtes Lebensbild, ein unbedeutendes vielleicht in den Augen der anderen, aber doch ein Schicksal, das einer Pommerin aus Anklam beschieden war.

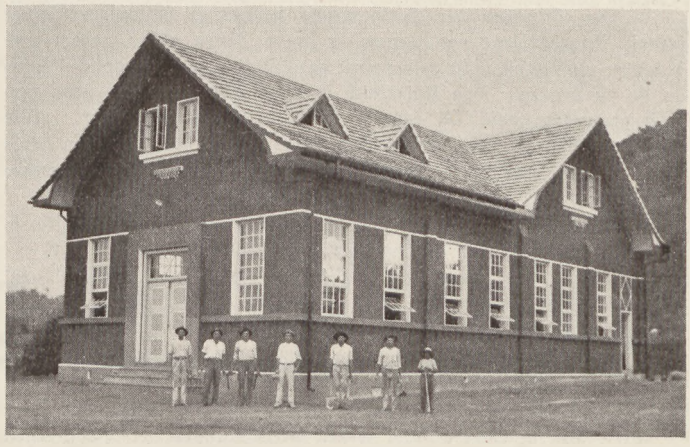
Hart genug hat auch sie arbeiten müssen, bis sie, schon viele Jahre vor dem Kriege, eine Ehe eingeht. Recht und schlecht schlägt sie sich mit ihrem Mann, einem Westfalen, durchs Leben. Dann bricht der Krieg aus, er kehrt schwerverwundet aus dem Felde zurück. Die wirtschaftliche Krise hat 1923 ihren Höhepunkt erreicht. Es gab scheinbar nichts mehr aufzubauen, weder Arbeit noch Verdienst war zu finden. Was hatten die Eheleute zu verlieren? Kurz entschlossen folgten sie Anfang 1924 dem großen Strom der Auswanderer, der sich hauptsächlich über Südamerika ergoß. Dort würde ja für jeden Erwerb und Arbeit genug zu finden sein! Vielleicht war es gut, daß sie alle nicht wußten, was ihnen noch bevorstand. Weder kannten sie die Sprache des Landes, noch die Verhältnisse der neuen Heimat. Mit einer geradezu kindlichen Unbekümmertheit begannen sie in der Fremde ein neues Leben. Kaum unterscheidet sich ein Schicksal vom anderen. Siedler wurden die Pommern, Kolonisten. Land war ihnen billig zur Verfügung gestellt worden.

Zu diesen bodenständig gewordenen Pommern gehörte auch die geborene Anklamerin mit ihrem Mann, der früher niemals Landwirt gewesen war. Aber man mußte sich durchschlagen. Es schien auch anfangs alles gut zu werden; das neue Leben begann so verheißungsvoll. Aber allen unvorhergesehenen Strapazen waren die Eheleute schließlich doch nicht gewachsen. Das Fieber wütete, und auch sie wurden nicht von der Malaria verschont. Ein Arzt im Urwalde Brasiliens? Nein, daran war nicht zu denken, aber ebensowenig an richtiger Pflege und Hilfe im Hause. Die Frau schreibt selbst: „Ich habe das Fieber dann verloren, aber mein Mann nicht ganz; es machte sich jedes Jahr wieder bemerkbar, und so starb er dann am 30. November 1930 an veralteter Malaria, wie später der Arzt sagte." Und weiter: „Bin nun in Stellung, denn an zurück konnte ich nicht denken, da die Krankheit meines Mannes unser Letztes verschlungen hat, denn krank sein in Brasilien ist nur für bemittelte Leute." Kurz vor dem Tode des Mannes hatten die Eheleute ihr sogenanntes Kolonielos verkauft und „ließen alles stehen und liegen".

Die Ehe war kinderlos geblieben; ohne Mittel stand die Frau da. Nun ist die bald 65jährige in einem Haushalt in Stellung. Aber ihr sehnlichster Wunsch ist „wieder zurück in die Heimat zu kehren". Sparen kann sie nichts; die brasilianische Valuta ist im Vergleich zur deutschen Mark fast wertlos. Als sie einmal schrieb, stand Weihnachten vor der Tür und „dabei ein Hitze, daß man das schöne Weihnachten gar nicht empfindet, und es ist auch gut so, denn würde das Heimweh ja noch größer als es schon ist. Und hier wird man stets ein Fremdling bleiben, hier fehlt das sichere Gefühl wie in der Heimat." Alle ihre Gedanken sind mit der Rückkehr beschäftigt, sie hat alles versucht und ist auch in der nächsten Stadt gewesen . . . „dann ist es hier auch so umständlich, um dorthin (in die Stadt) zu gelangen. Man braucht hin und zurück einen ganzen Tag, von morgens um 3 bis abends um 9 Uhr. Und dann die Hitze dabei, daß man noch tagelang nachher dran leidet. So schön, wie sonst landschaftlich Brasilien ist, aber so umständlich für den, der nichts besitzt, denn die Strapazen sind hier zu groß." Ihr einziger Wunsch, in die Heimat zurückzukehren, wird vielleicht nie in Erfüllung gehen können. Sie weiß aber auch, daß sie, als Deutsche, drüben in der Fremde, Aufgaben zu erfüllen hat. Sie ist auch nicht ganz allein; sie führt einem jungen Menschen, dessen verstorbene Mutter ebenfalls aus Pommern stammt, die Wirtschaft. Deutsch ist auch ihre nächste Nachbarschaft. Da ist ein alter, engerer Landsmann, schon in Brasilien geboren, dessen Vater aber aus Hinterpommern in den 1870er Jahren auswanderte. Sie schreibt, daß „er nicht lesen könne, dafür aber seine Kinder". Die Deutschen halten auch in der Fremde zusammen!

Aus allen ihren Briefen, die sie mit ungelenker Hand schreibt, klingt die Sehnsucht nach ihrer Vaterstadt Anklam durch, nach ihren Angehörigen, die so lange schweigen. Leben sie noch? Da sind zwei Brüder ihrer lange verstorbenen Mutter, beide über 80 Jahre alt, da ist eine alte Tante, die jetzt in einem Altersheim in Ducherow den Rest ihres Lebens verbringt. Sie schreiben schon Jahre nicht. Vielleicht sind auch ihre Hände steif und krumm geworden? Vielleicht hat die Post in Brasilien wieder versagt? Wir wissen es nicht.

Da läuten wir eines Abends vor einem niedrigen, windschiefen Hause in Anklam, das sich fast versteckt an die alte Stadtmauer schmiegt. Es dauert eine lange Weile, bis wir endlich Einlaß finden. Ein gebeugter Greis, schon im biblischen Alter, öffnet zaghaft die Tür. Wer will ihn in seiner Ruhe stören? Aber ein frohes Lächeln huscht über seine verwitterten Züge, als er von seiner Nichte hört, die sich nach ihm und ihrer Vaterstadt sehnt. Sie will wieder in Fühlung mit ihm treten, von ihm hören, an seinem Ergehen teilnehmen, die alten, abgebrochenen Beziehungen aufnehmen; sie bittet ihn, er möge ihr einmal schreiben und - gelegentlich die Zeitung aus Anklam zuschicken.



**Deutsche Privatschule in Pommerode, Brasilien**

Der Alte lauscht und folgt mit sichtlicher Anteilnahme ihren Erlebnissen, hat er doch jahrelang nichts von ihr, der Tochter seiner verstorbenen Schwester, gehört. Ja, er wird ihr bestimmt schreiben; auch er steht heute ganz allein da, die Frau ist schon lange tot, die Kinder sind in alle Windrichtungen verstreut. Aber „es ist keine Freude, 86 Jahre alt zu werden", sagt er mit etwas müdem Lächeln. Die lange Nachrichtenlosigkeit hatte ihn mutlos gemacht; man verliert ja die Lust zu schreiben, wenn man weiß, daß Briefe verloren gehen und keine Antworten eintreffen!

Aber man darf trotzdem die Hoffnung nicht aufgeben, darf die Landsleute, die schwer um ihr Dasein kämpfen, nicht in Stich lassen. Man muß sie im Bewußtsein stärken, daß die Heimat sie nicht vergißt, ihnen behilflich ist, ihre großen, volksdeutschen Aufgaben zu lösen; Pflichten und Aufgaben, die mit ihrem Schicksal eng verbunden sind. Diesen Aufgaben wird sich kein echter Deutscher in der Fremde entziehen. -

Die Forschungsstelle „Pommern in aller Welt" will die alten, abgebrochenen Beziehungen zur Heimat wiederherstellen, sie ist bemüht, Forschungen nach Vorfahren und Angehörigen im deutschen Mutterlande anzustellen, zerrissene Beziehungen zur Sippe wieder anzuknüpfen. Sie ist sich immer ihrer Aufgabe bewußt, eine lebendige Brücke zwischen Heimat und Fremde zu bilden.

## Die Brücke zur Heimat

Die Not war über Deutschland hereingebrochen. Der vier Jahre dauernde Krieg, die Revolution, die einsetzende wirtschaftliche Krise, die Inflation - das war beinahe zuviel. Das Volk, verschüchtert, verhetzt, ausgehungert, verarmt, brach fast unter der Last der Sorge und Not zusammen. Hunderte, Tausende verließen ihre Heimat, um in der

Fremde Arbeit und Brot zu suchen. Unter diesen Auswanderern - wir denken besonders an die engeren Landsleute, die Pommern - befand sich auch ein Maler, der nach jahrelangen Entbehrungen in die unbekannte Ferne hinausgezogen war. Seine allerletzten Ersparnisse gingen für die Reise auf.

Was wußten die Pommern von der Fremde, die ihnen in lockenden, glühenden Farben geschildert worden war? In nebelhaften Umrissen stieg ein glückhaftes Land verheißungsvoll vor ihren Augen auf. Das, was die Heimat nicht mehr zu bieten vermochte, das hofften sie in der Fremde zu finden. Überschlagen wir die folgenden Jahre der harten Entbehrungen, der Sorge, der Not, die fast alle erwarteten. Aber die Arbeit waren sie gewohnt, und die Sorge kannten sie zur Genüge von daheim. Und doch: wie anders hatten sie sich die neue Heimat, das neue Leben vorgestellt!

Jahre vergingen; der pommersche Maler hatte sich tapfer durchs Leben geschlagen. Aus Brasilien war er nach Chile gezogen und dort, nach einer langen Reihe sehr schwerer, sehr harter Jahre, ist er endlich seßhaft geworden. Die Pommern haben sich noch immer behaupten können! Und so hat sich auch der Maler, der inzwischen Farmer geworden war, durchgesetzt. Aber über der Arbeit - galt es doch vollkommen Neues zu schaffen - hat er den Zusammenhang mit der alten pommerschen Heimat verloren.

In den Stunden der Entspannung besinnt er sich wieder seiner fernen Angehörigen, von denen er lange Jahre nichts gehört und denen er auch selbst nicht geschrieben hat. Jetzt findet er endlich Muße, an sie zu denken. Das Vaterland ist inzwischen stark und groß und reich geworden; nein, da braucht er keine Sorge zu haben. „Wie stolz und schön ist doch heute unsere liebe Heimat durch unseren herrlichen Führer geworden", schreibt er noch im Oktober der Forschungsstelle „Pommern in aller Welt". Aber die alte Mutter! Die Geschwister! Leben sie noch? Bald 20 Jahre hat er nichts mehr von ihnen gehört. Ja, er muß sich sagen, er hatte in der verflossenen langen Zeit keine Muße zu schreiben, die ungeübte Hand war hart und schwielig geworden. Aber jetzt, gealtert, müde - die entbehrungsreichen Jahre rächen sich! - denkt er plötzlich an sie alle in seiner fernen Heimatstadt Stettin. Und er bittet uns: stellt die Verbindung wieder her!

Und wir sitzen einem 82jährigen Mütterchen in einer sauberen, aber ärmlichen Stube in der düstren Altstadt gegenüber. Drei Treppen hoch lebt sie; leicht muß es ihr nicht sein, die steilen, engen Stiegen hinaufzuklettern. Sie kann es noch gar nicht fassen. Fast zwanzig Jahre hat sie nichts von ihrem Sohn gehört.

„Lebt Hermann noch?" Verängstigt, verstört blicken ihre alten, müde gewordenen Augen. Aber als sie vernimmt, daß er gesund sei und sich nach Nachrichten von ihr sehne, füllen sich ihre Augen mit Tränen. Sie hört mit verklärten Blicken, fast der Wirklichkeit entrückt, was er schreibt. Aus seinen Zeilen spricht die Sorge, daß die alte Mutter nicht mehr am Leben sein könne. Sie hat ja genug geschuftet; noch mit 60 Jahren, schon lange verwitwet, in einer Fabrik gearbeitet. Nun will sie aufspringen, „Geld holen". Sie kann es kaum fassen, daß die Forschungsstelle ihren ausgewanderten Pommern und deren Nachkommen ohne jegliches Entgelt zur Seite steht, daß die Betreuung der pommerschen Landsleute ihre volksdeutsche Aufgabe sei. Und wieder füllen sich die Augen mit Tränen, die den beredtesten, schönsten Dank zum Ausdruck bringen. Wissen wir doch: Zu Weihnachten wird der Sohn von seiner Mutter Nachrichten haben und sich freuen, daß sie gesund und noch am Leben sei.

Walter von Samson-Himmelstjerna.

# BLICK IN DEN OSTEN

Wir haben in einer unserer letzten Betrachtungen der ostpolitischen Lage bei der Erörterung der Abrundung Pommerns als Grenzland durch die Grenzmark ausdrücklich darauf hingewiesen, daß wir gerade in Pommern nicht aus dem Auge verlieren dürfen, wie sehr sich unsere Aufgabe nach Osten ergänzt durch die weite Blickrichtung Pommerns auch nach Norden. Wir sind die große Grenzprovinz, deren Antlitz nach zwei Richtungen gewandt ist und die erkennen muß, daß die eine Richtung unserer Interessen die andere zu ergänzen hat. Wir erleben auf dem Gebiete der großen Politik in diesen Wochen eine bemerkenswerte Bestätigung dieser unserer Anschauung: Deutschlands ostpolitische Erfolge von weltgeschichtlicher Bedeutung haben nicht nur Österreich und Sudetendeutschland in das Reich zurückgeführt, das französische Bündnissystem im Osten zur Einkreisung Deutschlands in Stücke geschlagen, dem Südosten Europas die naturgegebene Richtung auf Deutschland wiedergegeben und dieses Deutschland zu anerkannt führenden Großmacht Europas gemacht - nein, darüber hinaus folgt dem Erwachen des Ostens und der Umorientierung seiner Staaten auch endlich eine wachsende Erkenntnis der nordischen Staaten von der falschen Einstellung ihrer bisherigen Politik gegen das nationalsozialistische Deutschland.

Wir wissen bei unseren langen Versuchen, die Brücken zu schlagen zu den stammverwandten Völkern des Nordens, wie sehr dort von der Führung in der Politik und in der öffentlichen Meinung das neue Deutschland mit Unverstand, teilweise gar mit Haß betrachtet wurde, wie man systematisch versuchte, statt der Brücken über die Ostsee, Scheidewände zu errichten und Anschluß zu suchen an die demokratischen Länder des Westens. Aber man konnte sich den deutschen Entscheidungen des Jahres 1938 doch nicht mehr entziehen, allzu sehr wurde Deutschlands neue Weltmachtstellung offenbar, man erkannte notwendig die Umstellung, die der größte Teil Europas gegenüber Deutschland einnahm und suchte den Anschluß an die Tatsachen. Zuerst wurde Dänemark ernüchtert, das mit Deutschland geographisch die engste Verbindung hat und deshalb zuerst einsehen mußte, wie sehr man auf das falsche Pferd gewettet hatte. Dänemark ging in der objektiven Würdigung der deutschen Verhältnisse in Skandinavien voran, seine Presse wurde zur Zurückhaltung angehalten zu einer Zeit, wo beispielsweise noch der größere Teil der schwedischen Zeitungswelt in wüster Greuelhetze gegen Deutschland machte. Heute gibt man in Dänemark zu, daß die führende Stellung Deutschlands in Europa von den kleineren Staaten eine Politik der Neutralität verlangt, die dieser Stellung Deutschlands weitgehend Rechnung trägt.

Jetzt beginnt auch das lange so hartnäckige Schweden umzulernen. Sein sozialdemokratischer Außenminister Dr. Sandler fand vorerst einmal zur Neutralität zurück und wurde seiner Presse gegenüber nach den Entscheidungen von München sehr deutlich mit der Feststellung, daß weder Aberheblichkeit noch Hetze mit dieser Neutralität gegenüber Deutschland vereinbar seien. Ob man auch bei den militärischen Spazierfahrten Sowjetrußlands im Eismeer ein Haar in der nordisch-demokratischen Butter fand, ob die Vorwürfe der nationalen Opposition gewirkt haben, daß man in der Alandfrage nicht zeitig genug Anlehnung an Deutschland, den stärksten Hort Europas gegen den Bolschewismus gesucht habe - kurz, auch Schweden wird sachlich und bemüht sich um eine objektive Betrachtung der neuen deutschen Weltmachtstellung. Wir wissen, daß im schwedischen Volk breite und geistig auch einflußreiche Kreise immer an das nationalsozialistische Deutschland geglaubt haben. Aber sie erhalten jetzt erst das rechte Echo, und so können wir hoffen, daß in absehbarer Zeit die Verbindungen von Volk zu Volk über die Ostsee jene Herzlichkeit erhalten, die der Verwandtschaft des Blutes angemessen ist!

*

Wir möchten ähnliche Wünsche für die baltischen Länder äußern, die unter unseren Nachbarn vom Norden zum Osten den Übergang bilden. Weitaus die herzlichsten Beziehungen hatten wir stets mit Finnland, das nicht so wie die drei anderen baltischen

Staaten befleißigt war, Deutschlands opferreichen Anteil an der Befreiung vom Bolschewistenjoch und an der Errichtung der staatlichen Selbständigkeit zu vergessen. In den letzten Wochen haben die Baltenländer ihre zwanzigjährige Freiheit gefeiert. Sie haben Anlaß genug gehabt, sich ihrer Verpflichtung an Deutschland zu erinnern. Die „Baltische Entente", die lose Zusammenarbeit Lettlands, Estlands und Litauens, hat in Riga eine Außenministerkonferenz abgehalten und wahrscheinlich mit dem übrigen Europa die Feststellung gemacht, daß der bolschewistische Nachbar, mit dem man vorübergehend einmal liebäugelte, aus dem europäischen Kräftespiel weitgehend ausgeschaltet ist - durch Deutschland! Und hier wie in den nordischen Ländern kam man deshalb wohl zu einer Neutralitätserklärung, die der neuen Machtverteilung in Europa Rechnung tragen will.

Wir wollen zuversichtlich hoffen, daß dem Willen auch die Tat folgt. Mit theoretischen Erklärungen ist es nicht getan. Aber es gibt ja gerade für die baltischen Länder überzeugende Beweismittel ihres Willens, Deutschlands führende Rolle in der Politik Europas anzuerkennen. Denn einer der gefährlichsten Brandstoffe im alten Kontinent sind die Klagen der völkischen Minderheiten in fremden Staatsgrenzen, und in den baltischen Ländern klagen überall die deutschen Volksgruppen mit besonderem Recht über die schikanöse Erschwerung ihrer völkischen Existenz nach der materiellen, rechtlichen und kulturellen Richtung, obwohl diese deutschen Volksgruppen sämtlich loyal ihre Pflichten dem Gastland gegenüber erfüllen und obwohl das mächtige Deutschland nichts will als mit den baltischen Staaten in gutnachbarlichem Einvernehmen zu leben. Man sollte meinen, daß der Anschauungsunterricht, den die tschechische Frage gegeben hat, genügt, um endlich einmal einer Minderheitenpolitik ein Ende zu machen, die gerade in den baltischen Ländern den Deutschen gegenüber geschichtlich undankbar, wirtschaftlich für alle Teile schädigend und kulturell rückschrittlich - politisch heute aber nichts ist als eine Dummheit, die den Urheber auf die Dauer strafen muß . . .

*

In Sonderheit geht eine solche Warnung an Litauen. Wenn ein Staat Europas aus den weltgeschichtlichen Ereignissen der letzten Monate gelernt haben sollte, dann ist es das kleine Litauen, das mit der staatlichen Verwaltung des deutschen Memelgebietes noch ein höchst übles Stück der Versailler Gewaltpolitik in Händen hat. Daß man das Memelland nicht mehr mit den bisherigen Methoden der brutalster Vergewaltigung leiten kann, scheint man ja inzwischen auch in Litauen eingesehen zu haben. Man hat sich dazu verstanden, die Neuwahlen des Memelländischen Landtags auf den 11. Dezember auszuschreiben, und man hat ferner nach 12 Jahren unerhörtester Anwendung von Vergewaltigungen den Kriegszustand aufgehoben. Auch einige sonstige Maßnahmen und Gesten Litauens sind zu vermerken, die schlimmstes Unrecht an den Memeldeutschen wieder gutmachen, deshalb aber keineswegs ein Verdienst sind.

Wir sind gewohnt, nüchtern und sachlich die Haltung der anderen gegen Deutschland und gegen Deutsche zu beurteilen, und je größer das Schuldkonto des einzelnen gegen Deutschland ist, um so mißtrauischer sind wir. Und da müssen wir schon sagen, daß die Aufhebung des Kriegszustandes im Memelgebiet wenig nutzt, wenn gleichzeitig Gesetzentwürfe durchgehen sollen, die die Befugnisse des Kriegskommandeurs auf den Zivilgouverneur übertragen und praktisch ebenfalls auf die Vernichtung der Memelautonomie hinauslaufen. Auch mit der ungeheuerlichen Vetopolitik des Gouverneurs muß es Schluß sein, die nichts anderem diente, als eine allmähliche Litauisierung des rein deutschen Memellandes zu sichern. Mit kleinen Freundlichkeiten ist dem Memelland nicht mehr gedient. „Die Memelländer", so schrieb kürzlich das „Memeler Dampfboot", „das muß einmal mit aller Deutlichkeit gesagt sein, werden sich niemals mit dem Herumdoktern an kleinen Einzelfragen zufriedengeben. Was die Memelländer immer und immer wieder verlangen, und jetzt nachdrücklicher denn je, ist die vollständige Wiederherstellung der ihnen in der Memelkonvention feierlich verbrieften Rechte."

Das ist klar und unabdingbar. Hinter den Memeldeutschen steht das Deutschland, das geographisch und machtpolitisch Europa in diesem Jahre eine Korrektur gegeben hat, vor der das fragwürdige Erbe von Versailles in Staub zerfiel. Litauen müßte sich das zumindest so dringlich merken wie andere europäischen Staaten, die immerhin von der vielfachen politischen Bedeutung Litauens sind!

*

Daß die deutsche Volksgruppe außerhalb der Staatsgrenzen jederzeit bereit ist, am Gaststaat loyal mitzuarbeiten, haben die Wahlen in Polen bewiesen. Das Deutschtum in Polen hat sich geschlossen hinter die Regierung gestellt, in den vorzugsweise von Deutschen besiedelten Gebieten sind die Wahlbeteiligungsziffern in Polen die höchsten gewesen - und so haben die Deutschen den großen Sieg der Regierung miterkämpft, obwohl ihnen das polnische Wahlsystem kein Mandat zukommen ließ. Voraussetzung dieser deutschen Unterstützung des Lagers der Regierungsparteien ist die korrekte Erfüllung der Minderheitenerklärung vom 5. November 1937, über die die Vertreter der Deutschen vor der Wahl mit dem Ministerpräsidenten und dem Innenminister verhandelten. Die Deutschen in Polen begründeten ihre regierungsfreundliche Haltung: „Wir wollen damit beweisen, daß die polnischen Bürger deutscher Nationalität die Regierung bei der geplanten Neuordnung der inneren Verhältnisse unseres Staates unterstützen werden, daß damit eine endgültige Neuordnung der Lebensrechte unserer Volksgruppe von der Regierung im Einvernehmen mit uns erfolgen wird." Es bleibt nur übrig zu hoffen, daß sich die Erwartungen der deutschen Volksgruppe in Polen recht bald erfüllen werden und daß damit auch die deutsch-polnische Verständigungspolitik eine weitere Untermauerung erfährt!

Herbert Caspers.

**Wahlen im Memelland**

Am 11. Dezember 1938 finden im Memelland die Wahlen zum 6. Memelländischen Landtag statt.

Am Anfang der politischen Entwicklung des Memelgebietes bis zur heutigen Lage steht das Diktat von Versailles. Im Artikel 99 des Versailler Friedensdiktates mußte Deutschland auf alle Rechte im Memelgebiet verzichten. Dieses geschah, obgleich das Memelland 600 Jahre ununterbrochen zu Deutschland gehört hatte. Eine Erklärung der memelländischen Bevölkerung mit dem Wunsche, bei Deutschland zu verbleiben, wurde von 90 Prozent aller im Memelgebiet ansässigen Einwohner über 20 Jahre unterzeichnet. Trotzdem mußte das Gebiet zur Verfügung der Feindbundmächte abgetreten werden. Das Gebiet wurde zunächst in Vertretung des Völkerbundes unter französische Verwaltung gestellt. Bei einer während der französischen Verwaltung durchgeführten Befragung aller Eltern nach der für ihre Kinder gewünschten Unterrichtssprache in den memelländischen Schulen erklärten sich 97,8 Prozent aller Eltern für die deutsche Unterrichtssprache und nur 2,2 Prozent für die litauische. Auch diese Erklärung änderte nichts an dem Schicksal des Memellandes.

Man war sich noch nicht darüber klar, ob das Memelland zu Polen oder Litauen kommen oder ob es einen eigenen Freistaat unter

**Bauerngehöft im Kreise Pogegen, Memelgebiet**

französischem Protektorat bilden sollte. Diese Frage wurde am 10. Januar 1923 entschieden, als an diesem Tage gleichzeitig mit dem Einfall der Franzosen in das Ruhrgebiet die Litauer in das Memelgebiet einfielen, wo sich die Franzosen, unzweifelhaft auf Anordnung ihrer Regierung, kampflos zurückzogen. Auf Grund der vollendeten Tatsachen wurde Litauen am 18. Februar 1923 die Oberhoheit über das Memelgebiet anerkannt, allerdings unter der Bedingung, daß es dem Memelgebiet eine sehr weitgehende Autonomie gewähren müßte. Diese Autonomie ist in dem Memelstatut festgelegt, das von der litauischen Regierung zum Staatsgesetz erhoben worden ist. Nach dem Memelstatut wird die Autonomie des Memellandes durch den Memelländischen Landtag gewährleistet, der die gesetzgebende Gewalt hat. Die ausführende Gewalt steht einer autonomen Regierung für das Memelgebiet, dem Direktorium, zu. Der Präsident des Direktoriums ist vom litauischen Gouverneur zu ernennen. Er muß aber das Vertrauen des Landtages besitzen. Neben der eigenen Volksvertretung und Regierung sind dem Memelgebiet in dem Memelstatut die Gleichheit der deutschen und litauischen Sprache sowie die Gleichberechtigung aller Bürger des Memelgebietes in der Wirtschaft und auf dem Gebiet der bürgerlichen Rechte zuerkannt worden.

Leider hat sich die litauische Regierung um dieses von ihr selbst zum Staatsgesetz erhobene und von Frankreich, England, Italien und Japan garantierte Statut oft nicht im geringsten gekümmert. Im Jahre 1926 wurde der über Litauen verhängte Kriegszustand unberechtigter Weise auch auf das Memelgebiet ausgedehnt. Das bedeutete Aufhebung jeder Presse-, Vereins- und Versammlungsfreiheit. Die Wahlen zum Memelländischen Landtag ergaben, entsprechend der Bevölkerung immer eine überwiegende deutsche Vertretung, so z. B. 1925 bei der ersten Wahl 94 Prozent der abgegebenen Stimmen für die deutschen Parteien und 6 Prozent für die litauischen. Die litauische Regierung hat nun immer wieder versucht, den Landtag stillzulegen. Der Gouverneur als Vertreter der Kownower Regierung hat von seinem Vetorecht gegen vom Landtag beschlossene Gesetze in geradezu lächerlicher Weise andauernd Gebrauch gemacht.

Die Übergriffe der Litauer erstrecken sich auf alle Gebiete des Lebens. So wurde entgegen dem Memelstatut und dem Willen der Bevölkerung an allen Schulen außer vier die litauische Unterrichtssprache eingeführt. Im gesamten Memelgebiet durften nur die litauischen Ortsnamen gebraucht werden. Der Gipfelpunkt aller Unterdrückungen ist der sogenannte „Memelländer Prozeß" mit dem „Kownower Bluturteil" von 1935.

Unter dem Einfluß der diesjährigen großen Ereignisse in Mitteleuropa hat Litauen in letzter Zeit begonnen, einige Veränderungen in seiner Politik im Memelgebiet vorzunehmen. Der Kriegszustand ist aufgehoben, aber an seine Stelle droht ein widerrechtliches Staatsschutzgesetz zu treten. Die deutsche Sprache soll wieder neben der litauischen als Amtssprache eingeführt werden. Bahn, Post, Zoll und Hafen sollen die Aufschriften auf den Häusern in litauischer und deutscher Sprache anbringen. Die aus der Vergangenheit her bestehenden ungeheuerlichen Wahlvorschriften sind immerhin etwas verbessert worden. Die Bestimmung des alten Wahlgesetzes ist aufgehoben worden, nach der alle Personen kein Wahlrecht haben, die den beiden in den Memelländerprozeß verwickelten Parteien angehört haben.

Hinsichtlich des Ergebnisses der bevorstehenden Wahlen besteht bei uns kein Zweifel. Wir hoffen aber auch, daß unseren Volksgenossen im Memelgebiet endlich ihr Recht wird und sie die ihnen zustehende Autonomie erhalten. Bernhard Heister.

*

**Verein der Stralsunder in Berlin.** Nach Erledigung der geschäftlichen Angelegenheiten und der Vorarbeiten zu unserem Weihnachtsfest gab der Vorsitzende die neuesten Berichte aus der Heimat bekannt, insbesondere auch die Gedenkfeiern für Korvettenkapitän Heinemann. Gemeinsam gesungene Heimatlieder füllten den übrigen Abend aus. Die nächste Sitzung findet am 8. Dezember, das Weihnachtsfest am 18. Dezember, um 17.30 Uhr, die Hauptversammlung am 12. Januar statt. Um zahlreiches Erscheinen zu diesen drei Veranstaltungen wird gebeten.

# KULTURLEBEN IN POMMERN

**Das schöne Dorf - das häßliche Alteisen - die Alteisen-Sammelaktion**

Der Kampf um „Das schöne Dorf" gilt ähnlichen Zielen, wie sie vom Amt „Schönheit der Arbeit" in der NSG. „Kraft durch Freude" verfolgt werden, angepaßt den dörflichen Verhältnissen. Wie dieses den in den Betrieben schaffenden Menschen gesunde und helle Arbeits- und Gemeinschaftsräume baut, in denen die Feiern der Nation und die kleinen Feste der Betriebe veranstaltet werden können, so wollen wir bestrebt sein, das Dorf unseren Dorfbewohnern wieder zur liebenswerten Heimat werden zu lassen.

Um dieses Ziel zu erreichen, sind zwei große und schwere Aufgaben zu lösen. Einmal gilt es, im Bauern wieder die Liebe und den Stolz auf die Schönheit des von seinen Vätern ererbten Hauses zu wecken und dadurch die Mißachtung aller dörflichen Kultur, die sich nun leider schon seit drei Generationen bei den Bauern eingenistet hat, zu verdrängen.

Zum zweiten ist eine umfassende Aufklärung und Erziehung unserer Baumeister und besonders der in den Dörfern und kleinen Landstädten schaffenden Baumeister nötig. Es ist ja nicht möglich und kann auch nicht verlangt werden, daß die Auswirkungen der baulichen Unkultur von fast hundert Jahren in kurzer Zeit aus unseren Dörfern verschwinden - und leider ist wohl fast jedes Dorf in Deutschland hiervon betroffen -, aber es muß verlangt werden, daß die entstandenen Schäden weitestgehend gemildert werden und daß die Neubauten in einer Form erscheinen, die entweder der überlieferten Bauweise der Landschaft angepaßt ist oder, wenn die betreffende Gegend über keinen ausgesprochenen Baustil verfügt, diese Bauten sich in einer ganz einfachen schlichten Form gut und unauffällig in das Landschaftsbild einfügen.

Man fahre einmal in die pommerschen Dörfer und betrachte die noch in großer Zahl vorhandenen Bauten des genialen Landbaumeisters Friedrichs des Großen, David Gilly. Man beachte beispielsweise die klare, einfache Schönheit der alten Fachwerkhäuser mit den sie umgebenden wuchtigen Steinmauern, den dunkelgebräunten Holzzäunen oder den übermannshohen Hecken, und man bewundere dann den sicheren Instinkt und das unverbildete Gefühl für Architektur und Raumaufteilung.

Den hohen Wert dieser alten ländlichen Baukultur müssen unsere Architekten und Baumeister wieder erkennen lernen, sie müssen das Empfinden dafür bekommen, wie mit knappsten Mitteln und aus bodenständigem Material schöne Gutshöfe, Bauernhäuser und Landarbeitersiedlungen gebaut werden können. Es ist nicht nur verlernt worden, wie bodenständiges Material handwerklich gut verarbeitet werden muß, nein, es ist sogar vergessen worden, daß vor allen Dingen der jeweils typische ländliche Charakter des Bauwerks zu erhalten ist.

Wir stehen heute in fast allen Dörfern vor einem wüsten Durcheinander von Baustilen, die meist in äußerst läppischer Art und Weise denen früherer Jahrhunderte entlehnt wurden, oder wir finden an schönen alten Bauernhäusern gefühllos und ungeschickt angebrachte An-, Um- und Vorbauten seltsamster Art in den verschiedensten Materialien, Formen und Farben, in Ziegel-, Stroh-, Schiefer-, Papp- und Blechdächern. Im romanischen oder gotischen Stil erbaute Gutshäuser stehen hinter Betonmauern, die „Villen" der Bauern hinter starren, teilweise verrosteten Eisenzäunen. Geradezu erschreckend ist der handwerkliche Tiefstand, der Talmiglanz und das Protzentum dieser Bauten mit ihren Türmen und Türmchen, ihren Erkern und Erkerchen, mit ihren glasierten Ziegeln als Umrahmung der Türen

und Fenster, ihren Eisengittern an den Balkons und ihrer schreienden Farbgebung.

Das auf dem Dorf am häßlichsten und aufdringlichsten wirkende Baumaterial ist unzweifelhaft neben dem Beton das Eisen, das nicht die geringsten natürlichen Beziehungen zur freien Landschaft hat. Mag eine Dorfstraße auch noch so schöne und gepflegte Vorgärten haben, ihre ganze heimelige und lebendige Wirkung geht verloren, wenn sie durch häßliche nackte, dünn und unkörperlich wirkende Eisenzäune gegen die Straße abgeschlossen sind.

Man sehe sich nur einen Friedhof mit seiner Unmenge von geschmacklosen und sogar verrosteten und verfallenen Grabgittern und Kreuzen an und vergleiche sie mit einigen noch aus dem achtzehnten Jahrhundert stammenden Friedhöfen, die in ihrer Würde von einem so hohen künstlerischen und handwerklichen Können zeugen, wie wir es nur bei ganz wenigen der neuen Friedhöfe finden.

Der Gipfel aller Kulturlosigkeit auf dem Gebiete ländlicher Baukunst wurde erreicht, als man sogar Glockentürme als Eisenkonstruktionen mit Wellblechdächern neben die altehrwürdigen, handwerklich vollendet erbauten Kirchen stellte.

Bereits im vergangenen Jahre ist es uns gelungen, in einer Anzahl von Dörfern die Bürgermeister zu bewegen, auf ihren Friedhöfen Umschau nach verfallenen und verrosteten Grabgittern und Kreuzen zu halten und sie zu entfernen. Der Erfolg war, daß beispielsweise in einem Dorfe zwei Lastwagen Alteisen allein von einem Friedhof gesammelt werden konnten. Darüber hinaus wurden, da die Sammelaktion im Dorfe nun einmal eingesetzt hatte, alles besonders um die Schmiede herumliegende Alteisen, alles auf den Bauernhöfen in den Ecken und Winkeln stehende und mit der Zeit unbrauchbar gewordene Ackergerät, alte Eimer, Herdringe, Blechschüsseln usw. zusammengetragen und den Schrottsammelstellen zugeführt.

In diesem Jahre ist nun durch Generalfeldmarschall Göring der Reichskommissar für Altmaterialverwertung beauftragt worden, das auf dem flachen Lande nutzlos herumliegende Alteisen restlos sammeln zu lassen und der Eisen- und Stahlindustrie als Schrott zuzuführen. Die Oberste SA.-Führung hat sich bereiterklärt, die SA. für eine Eisensammelaktion auf dem Lande einzusetzen.

Diese Aktion wird von uns auf das herzlichste begrüßt. Ist es doch dadurch endlich auch in größerem Rahmen möglich, die Vereinigung des Dorfes von restlichem Alteisen mit der Dorfgestaltung insofern in Verbindung zu bringen, als die SA. sicherlich ihr Augenmerk auf schmucklose Umzäunungen und auf die eisenüberladenen Friedhöfe lenken wird. Dabei darf allerdings nicht unerwähnt bleiben, daß beim Sammeln von Alteisen auf Friedhöfen und an alten Denkmälern einigermaßen Vorsicht zu walten hat, damit bei dieser Gelegenheit nicht etwa die letzten handwerklich und oft sogar auch künstlerisch einwandfreien Eisenarbeiten, die ungefähr bis zum Jahre 1850 hergestellt wurden, vernichtet werden.

Wir dürfen also der Hoffnung Ausdruck geben, daß der Stolz des Bauern auf die Schönheit seines Dorfes nach der Durchführung aller von uns vorgeschlagenen Maßnahmen wieder erweckt und er der Bedeutung des Bauernstandes in seinem tiefsten Sinne gerecht wird, daß er das Werk seiner Vorfahren weiterführt, seine Häuser baut, seine Acker bebaut, die Landschaft erbaut und ihr das Gesicht deutschen Landes wiedergibt. s—g.

**Hiddenseer Fayencen leben wieder auf.**

In ganz Deutschland ist die „Hiddenseer Fayence" bekannt, wenn man sie auch fast nur noch in Museen und Schlössern antrifft. Denn seit dem Jahre 1790 hat kein Stück mehr das Licht der Welt erblickt: damals gab Stralsund die Herstellung dieser weitberühmten Fayence auf.

Seit zwei Jahren aber ist es das Bestreben des Greifswalders Kunsttöpfers Heinz Holz, auf der Hiddensee-Insel nach dem Ton zu suchen, dem diese seltenen Kunstwerke entstammen. Er fand ihn auch bereits vor längerer Zeit und hat aus drei verschiedenen Tonarten entsprechende Proben hergestellt, die zugunsten des blauen Tons, der in Schichten von halben Metern am Hochufer der Insel aufgeschlossen ist, ausfielen. Leider aber war es nur unter äußersten Transportschwierigkeiten möglich, den Ton in größeren Mengen auf das Festland zu schaffen. Erst die mittlerweile eingesetzten Ausbesserungsarbeiten am Hochufer ermöglichten einen besseren Transport des Tons, der schon in diesen Tagen in Greifswald eintrifft. Kunsttöpfer Holz kann also nun an die Verwirklichung seines Plans herangehen, Hiddenseer Fayencen in alter Güte neu erstehen zu lassen. ri.

**Das Kolberger Nettelbeck-Museum**

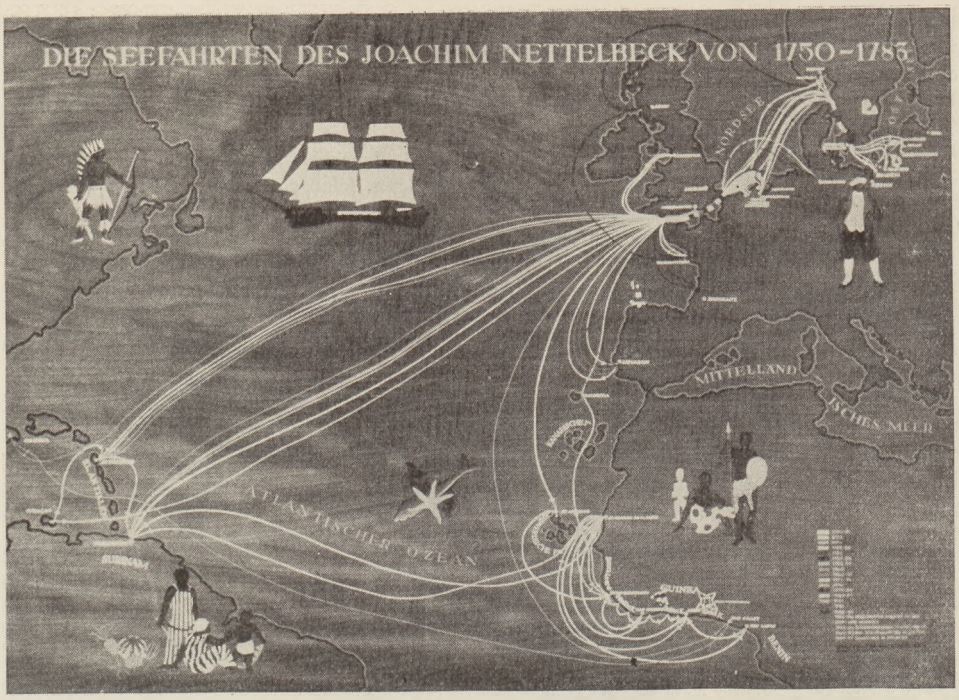
Am 200. Geburtstage ihres größten Sohnes, am 20. September, konnte die Stadt Kolberg ihr „Nettelbeck-Museum" in einer würdigen Feier der Öffentlichkeit übergeben. Dieses Museum nun ist kein kalter Neubau, sondern es ist in einem alten hanseatischen Bürgerhaus in der Schlieffenstraße eingerichtet, das aus dem 16. Jahrhundert stammt und in Pommern kaum seinesgleichen hat. Vor einer Reihe von Jahren erwarb die Stadt Kolberg das zwar äußerlich etwas unansehnlich gewordene, im Innern aber sehr gut erhaltene Giebelhaus, das nach einem damaligen Plan zu einem „Norddeutschen Bürgerhaus" umgestaltet werden sollte. Diesen Plan ließ man jedoch fallen - besonders als der neu berufene Museumsdirektor Dr. Michailow eine weit glücklichere und umfassendere Lösung fand: nämlich die

Ofenstübchen im Nettelbeck-Museum

Vereinigung des Norddeutschen Bürgerhauses mit einem „Nettelbeck-Museum". Dadurch wurde, wie leicht einzusehen ist, eine zeitnotwendige Forderung, die der Größe Nettelbecks Rechnung trägt, erfüllt und gleichzeitig eine enge Verbindung zwischen dem alten Kolberg und seinem großen Bürger hergestellt.

In zwölf Räumen tritt uns Nettelbecks Leben in all seinen Taten, Plänen und Verdiensten um Heimat und Vaterland in reicher Fülle entgegen. Da behandelt ein Raum den „Reeder und Kgl. Preußischen Schiffskapitän Nettelbeck". In einem anderen Raum finden wir „Nettelbeck-Andenken", wie die Uhr, den Tabakkasten, Handschriften und anderes. „Der Schiffer Nettelbeck" ist das Thema eines weiteren Raumes, der die zahlreichen Seefahrten Nettelbecks, die er als Kapitän und Steuermann unter niederländischer, englischer und preußischer Flagge nach Afrika und Südamerika ausführte, bildhaft darstellt. Wir erleben dann den „Fischhändler und Höker Nettelbeck" und erfahren schließlich in einem nächsten Raum von „Kindheit und Tod Nettelbecks".

Die übrigen Räume sind vor allem dem Treueverhältnis Nettelbecks zu seiner Vaterstadt gewidmet. Hier findet der „Retter des Kolberger Domes" seine Würdigung, dann der „Volksheld von Kolberg 1807" und weiter der „Bürger Nettelbeck", bis endlich in Schematafeln und zeitgenössischen Darstellungen die „Anfänge der brandenburgischen, preußischen Kriegsmarine in Kolberg" behandelt werden. Hier interessieren ganz besonders Nettelbecks Kolonialpläne, die den Erwerb von Kolonien in Guinea und Surinam forderten. Eine umfassende bibliographische Schau und eine Reihe von Bildnissen Nettelbecks bilden den Beschluß der Museumsräume.




**Leimfarbenmalerei auf Holz im Nettelbeck-Museum von Leistikow**

Wesentlich ist vor allem, daß man sich bei der Gestaltung des Museums nicht allein auf Nettelbecks Leben beschränkte, sondern daß man dieses in weitgehendem Maße in die Entwicklung und Kulturgeschichte Kolbergs hineingestellt hat. So ergibt sich ein prächtiges Bild von der alten Hansestadt, wie es eindringlicher, lehrreicher und lebendiger für ein Museum unserer Zeit nicht gefügt werden kann.

ri.

### Stadttheater Stettin

Das Weihnachtsmärchen „Der gestiefelte Kater" von Artur Wagner ist bereits Ende November zum ersten Male aufgeführt worden und hat damit die „Weihnachtsspielzeit" eröffnet. Wie alljährlich wurde das Märchen auch in diesem Jahr mit Spannung erwartet. Josef Robert hat gemeinsam mit Bühnenbildner Otto Marker und Ballettmeister Hans Rausch das Werk einstudiert. Ewald Schreiber übernahm die musikalische Leitung. Die Aufführung beherrscht zum größten Teil die Nachmittagsvorstellungen im Monat Dezember.

Auf dem Opernspielplan erscheint als Wiederholung die Neuinszenierung von W. A. Mozarts „Don Juan", sowohl für die Regie als auch das Bühnenbild trägt Georg Gütlich die Verantwortung. Musikdirektor Gustav Mannebeck hat die musikalische Leitung. Gleichfalls von Georg Gütlich vorbereitet werden „Cavalleria rusticana" und „Der Bajazzo" die in der ersten Dezemberwoche zum ersten Male aufgeführt werden. Die musikalische Leitung hat Kapellmeister Heinz R. Zillcher. Das Bühnenbild ist auch hier von Spielleiter Georg Gütlich selbst entworfen worden. Zu diesen Werken tritt Mitte Dezember eine weitere Neuinszenierung: „La Bohème" von Puccini in der Inszenierung Georg Gütlichs und unter musikalischer Leitung von Kapellmeister Josef Josel. Otto Marker entwirft die Bühnenbilder.

Im Schauspiel bereitet Oberspielleiter Fritz Remond eine Aufführung der „Gelehrten Frauen" und des „Geizigen" von Molière vor, die beide an einem Abend gegeben wurden. Wiederholt wird die große Neuinszenierung des „Prinz von Homburg" für die Fritz Remond ebenfalls verantwortlich ist. Otto Marker hat für beide Schauspielabende die Bühnenbilder geschaffen.

Der Operettenspielplan bringt zunächst die Wiederholung der sämtlich mit großem Beifall aufgenommenen Neuinszenierungen: „Der Zarewitsch" - die Vorstellung läuft stets vor ausverkauftem Hause - „Der Vogelhändler", „Meine Schwester und ich", sämtlich von Hans Fuchs inszeniert. Den „Zarewitsch" und „Vogelhändler" leitete musikalisch Kapellmeister Hans Löwlein, „Meine Schwester und ich" Rudolf Leihkauf. Weiterhin „Der Vetter aus Dingsda" in der Inszenierung von Robert Behn unter musikalischer Leitung von Hans Löwlein. Zu diesen Wiederholungen tritt ergänzend gegen Ende Dezember die Neuinszenierung des „Zigeunerbaron" von Hans Fuchs. Kapellmeister Hans Löwlein dirigiert.

**Blick von der Schiffbaulastadie in Stettin auf das jenseitige Oderufer. Damals, die Radierung stammt aus dem Jahre 1790, war das Schloß noch nicht durch andere Bauten dem Blick entzogen, sondern ragte, von allen Seiten sichtbar, in die Höhe.**

# Reichspommernbund

## Versammlungskalender für Dezember 1938

| | | | |
|---|---|---|---|
| Sonnabend, | 3. Dez., 20.00 Uhr: | **Heimatverein der Dramburger (Heimatabend)** | Berlin, Sophien-Festsäle |
| Sonnabend, | 3. Dez., 20.00 Uhr: | **Pommernbund Südost (Versammlung)** | Berlin, Dieffenbachstraße 76, Am Urban |
| Montag, | 5. Dez., 20.00 Uhr: | **Landsm. der Pommern, Dresden (Heimatabend)** | Dresden, Restaurant „Sandlerbräu" |
| Mittwoch, | 7. Dez., 20.00 Uhr: | **Ruppiner Pommernbund, Neuruppin (Heimatabend)** | Neuruppin, Bernaus Hotel |
| Mittwoch, | 7. Dez., 20.00 Uhr: | **Pommernbund Erfurt (Versammlung)** | Erfurt, Stadthaus |
| Mittwoch, | 7. Dez., 20.00 Uhr: | **Verein heimattreuer Pommern, Halle (Versamml.)** | Halle, Bahnhof |
| Mittwoch, | 7. Dez., 20.00 Uhr: | **Landsm. der Pommern, Leipzig (Adventsfeier)** | Leipzig, Hotel Fröhlich |
| Mittwoch, | 7. Dez., 20.15 Uhr: | **Pommernbund Magdeburg (Versammlung)** | Magdeburg, Bergs Hotel |
| Donnerstag, | 8. Dez., 20.00 Uhr: | **Landsm. der Pommern, Berlin (Heimatabend)** | Berlin, Luckauer Straße 15 (Deutscher Hof) |
| Sonnabend, | 10. Dez., 20.00 Uhr: | **Landsm. der Pommern, Eberswalde (Weihn.-Feier)** | Eberswalde, Ldsm. Gips (ehem. Schellin) |
| Sonnabend, | 10. Dez., 20.00 Uhr: | **Verein der Nipperwieser (Heimatabend)** | Berlin, Habsburgerstraße 1 (Klause) |
| Sonntag, | 11. Dez., 17.00 Uhr: | **Landsm. der Pommern, Babelsberg (Adventsfeier)** | Babelsberg, Konzerthaus |
| Sonntag, | 11. Dez., 19.00 Uhr: | **Landsm. der Pommern, Potsdam (Adventsfeier)** | Potsdam, Konzerthaus, Kaiser-Wilhelm-Straße |
| Sonntag, | 11. Dez., 17.00 Uhr: | **Heimatverein Köslin (Adventsfeier)** | Berlin, Ohmstraße 2 (Berliner Klubhaus) |
| Montag, | 12. Dez., 20.00 Uhr: | **Pommernbund Naumburg (Versammlung)** | Naumburg, Eiserner Wenzel |
| Mittwoch, | 14. Dez., 20.00 Uhr: | **Verein der Bütower (Versammlung)** | Berlin-Charlottenburg, Berliner Straße 61 |
| Donnerstag | 15. Dez., 20.00 Uhr: | **Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art (Heimatabend)** | Berlin, Friedenauer Ratskeller |
| Sonnabend, | 17. Dez., 21.00 Uhr: | **Verein Ückermünde (Weihnachtsfeier)** | Berlin, Brunnenstraße 140 (Hanka) |
| Sonnabend, | 17. Dez., 20.00 Uhr: | **Verein ehem. Fiddichower (Weihnachtsfeier)** | Berlin, Brunnenstraße 140 (Hanka) |
| Sonnabend, | 17. Dez., 20.00 Uhr: | **Verein der Pommern, Kiel-Gaarden (Versammlung)** | Kiel-Gaarden, Kleinkes Rest., Kirchenweg 16 |
| Sonntag, | 18. Dez., 17.00 Uhr: | **Pommernbund Südost (Weihnachtsfeier)** | Berlin, Dieffenbachstraße 76, Am Urban |

**An die Mitglieder des RPB.**

1. Ein Abzeichen des RPB. Verschiedene Vereine, die kein eigenes Abzeichen besitzen, äußerten den Wunsch, daß der RPB. von sich aus ein solches Abzeichen schaffen möge. Diesem Wunsche bin ich nachgekommen, und ich bitte unsere Vereine, sich dieses hübsche Abzeichen, das u. a. den einmütigen Beifall der letzten Berliner Gausitzung fand, anzuschaffen. Die Nadel kostet 40 Pf. und kann von unserem Schriftführer Ldsm. Albert Stern, Berlin-Köpenick, Apelstraße 35, bezogen werden.

2. Ein ganz hervoragendes Bildwerk, das den Besuch des Führers in Pommern zum Gegenstand hat, ist vom Gaupresseamt Pommern der NSDAP. herausgebracht worden. Fast 200 Aufnahmen geben ein anschauliches Bild von den großen Tagen des Gautreffens vom 10. bis 12. Juni. Wer dieses prächtige Bildwerk, dessen Preis nur 1,50 RM. beträgt, erwerben will, kann es direkt beim Gaupresseamt der NSDAP., Stettin, Neutorney, Postschließfach 61, oder bei der Schriftleitung des „Bollwerk", Stettin, Breite Straße 51, bestellen.

**An die Mitglieder des Gaues Groß-Berlin/Brandenburg**

1. Ich bitte alle Mitglieder unseres Gaues, sich den 22. Januar für ein gemütliches Beisammensein mit Heimatvortrag und nachfolgendem Tanz freizuhalten. Alles Nähere in der Januarfolge!

2. Das nächste Clou-Fest findet am Sonnabend, dem 13. Mai 1939, statt. Es wird unter dem Motto „Pommerland - Ostseestrand" stehen.

3. Auf der Weihnachtsfeier des „Vereins der Rummelsburger" wird auch diesmal wieder der Quempas gesungen und die Weihnachtskrone gezeigt. Wer Interesse an dieser heimatlichen Sitte hat, ist herzlich zu der Feier eingeladen. Sie findet am 25. Dezember um 16 Uhr in den Bismarcksälen, Neue Grünstraße 28, statt.

Walter Schröder.

### Gau Groß-Berlin/Brandenburg

**Landsmannschaft der Pommern in Babelsberg.** Unsere nächste Versammlung findet in Form eines Adventsfestes am Sonntag, dem 11. Dezember, um 17 Uhr im Konzerthaus, Auguststraße, statt. Alle Mitglieder sind herzlich eingeladen; um zahlreiches Erscheinen wird gebeten.

**Landsmannschaft der Pommern in Berlin.** Die Novembersitzung war außerordentlich stark besucht. Im Anschluß an die „Pommernwelle", die regelmäßig die wichtigsten Nachrichten aus der Heimat bringt, hielt der Vorsitzende, Ldsm. Schröder, einen fesselnden Vortrag über „J. F. Zöllners Reise durch Pommern nach der Insel Rügen im Jahre 1795". Er wies weiterhin auf die kulturgeschichtliche Bedeutung des Zöllnerschen Werkes hin, aus dem er einzelne ganz besonders charakteristische Abschnitte vorlas. Nach einer Pause boten plattdeutsche Gedichte und Balladen des pommerschen Dichters Albert Schwarz (1859-1921), Schnurren und Anekdoten, meisterhaft zu Gehör gebracht, sowie gemeinsam gesungene Heimatlieder den Beschluß des kulturellen Teils des Abends. Bei heimischen Tänzen und anregender Unterhaltung blieben Mitglieder und Gäste noch lange beisammen. Wie in der letzten Sitzung konnten auch diesmal fünf Mitglieder neu aufgenommen werden. - Nächster Heimatabend am 8. Dezember.

**Ruppiner Pommernbund in Neuruppin.** Der letzte Heimatabend wurde vom Ldsm. Reuter mit geschäftlichen Mitteilungen eröffnet. Der von Ldsm. Beeskow gegebene Kassenbericht zeigte einen günstigen Bestand. Es kam weiterhin ein Rundschreiben des RPB. und des hiesigen Winterhilfswerkes zur Erledigung. Wie immer fesselte der Nachrichtendienst die Erschienenen mit den vielseitigen Berichten aus der Heimat. Eingehend berichtete dann Ldsm. Wendt über die Vorbereitungen zum Stiftungsfest am 3. Dezember und über die geplante Weihnachtsfeier. Durch Zuruf wurde unser bewährter Ldsm. Willi Wendt zum Vereinsführer als Nachfolger des im März verstorbenen Ldsm. Bütow gewählt.

**Landsmannschaft der Pommern in Eberswalde.** Das 10jährige Bestehen unserer Landsmannschaft wurde am 5. November im prächtig geschmückten, dicht gefüllten Saal des Deutschen Hauses gefeiert. Mit besonderer Freude konnten wir den Vorsitzenden des RPB., Ldsm. Schröder, begrüßen, der nach einem Prolog und einer Ansprache des 1. Vorsitzenden, Ldsm. Baier, die Festrede hielt. Indem er die Arbeit der Landsmannschaft für Volkstum und Heimat würdigte, gab er ein großzügiges Bild der pommerschen Menschen, die sich durch Zähigkeit, Beharrlichkeit und Treue auszeichnen. Es könnte sein, daß diese Eigenschaften oft zu den bekannten pommerschen Dickschädeln führten - aber daß die Pommern „im Winter ebenso dumm seien

wie im Sommer", werde schon durch eine lange Reihe von Männern widerlegt, die im ganzen deutschen Volk geehrt und geachtet würden. Mit der gleichen Zähigkeit und Treue stünden die Pommern auch heute zu Führer und Reich. - Dann begann der fröhliche Teil des Abends. Bei tänzerischen Vorführungen, humorvollen Vorträgen, bei Preisschießen und Tanz blieb man in bester Stimmung bis zum frühen Morgen beisammen. - In der Novemberversammlung wurden die beiden Mitbegründer unserer Landsmannschaft, Ldsm. Brunow und Ldsm. Speer, für ihre 10jährige Mitgliedschaft geehrt. Mit herzlichen Worten dankte Ldsm. Baier den Jubilaren für ihre Treue und ihre Arbeit und überreichte ihnen als Geschenk das Buch „Der Führer in Pommern". - Die Weihnachtsfeier findet am 10. Dezember bei Ldsm. Gips statt.

**Landsmannschaft der Pommern in Potsdam.** In der letzten Versammlung zeichnete der Vorsitzende nach der Begrüßung der zahlreich erschienenen Mitglieder und Gäste die ruchlose Tat des jüdischen Meuchelmörders an Ernst vom Rath, zu dessen Ehren sich die Versammlung von ihren Plätzen erhob. Mit desto größerer Treue und Zähigkeit und aus Liebe zum Führer, so sagte der Vorsitzende weiter, wollen wir an unsere bevorstehende Winterarbeit gehen. Mit herzlichen Worten wurde des Lebens und Sterbens von Ldsm. Bendlin gedacht, der durch Verlesen seines Heimatliedes „Blau und weiß sind Pommerns Farben" geehrt wurde. Dann würdigte der Vorsitzende die immer rege und einsatzbereite Arbeit der leider aus ihrem Amt scheidenden Schriftführerin Frau Fiedler und dankte ihr im Namen der Landsleute. Nachdem Ldsm. Trost einige beifällig aufgenommene Reutergedichte zum Vortrag gebracht hatte, ging es zum Tanz, und echt pommersche Gemütlichkeit beschloß den Abend. - Bis 7. Dezember müssen die Kinder zur Bescherung für die Adventsfeier am 11. Dezember bei Ldsm. Retzlaff angemeldet werden, sonst keine Berücksichtigung.

**Verein der Bütower in Berlin.** Zum 48. Stiftungsfest hatten sich viele Gäste und Freunde des Vereins eingefunden. Nach einem von Frl. Lübeck vorgetragenen Vorspruch begrüßte der 1. Vorsitzende, Ldsm. von Rekowsky, die erschienenen Gäste, Freunde und Mitglieder und besonders die Abordnung des Neustettiner Vereins. Er betonte mit Stolz, daß die Arbeit in 48 Jahren ein schönes Stück weitergekommen sei, und dankte den Mitgliedern für ihre Treue und Bereitschaft, die er auch für die Zukunft erbat. Er sprach weiter von der Schönheit unserer Heimat und von unserer starken Liebe zum Land am Meer. Für 10jährige treue Mitgliedschaft konnte er drei Landsleuten das Abzeichen mit der Zahl 10 mit herzlichen Worten überreichen. Großen Beifall fanden dann eine Tanzgruppe, in den Heimatfarben gekleidet, mit ihren von Frl. Bittrich auf dem Akkordeon begleiteten Tänzen, und ebenso überraschte ein gut durchgearbeiteter Steptanz eines jungen Landsmannes. Für den prächtigen Blumenschmuck hatte auch in diesem Jahr wieder Familie Bittrich gesorgt, und Ldsm. Schlutt hatte zwei hübsche Blumensträuße gesandt. Zwei Herren vom Neustettiner Verein brachten, ebenfalls von Frl. Bittrich begleitet, ein plattdeutsches Lied zu Gehör. Allen, die zum guten Gelingen des Festes beigetragen haben, spricht der Vorsitzende seinen herzlichen Dank aus. - Die Weihnachtsfeier findet am 18. Dezember pünktlich um 18 Uhr statt. Bitte die Weihnachtspakete nicht vergessen und viele Freunde und Bekannte mitbringen. - Nächste Sitzung am 14. Dezember.

**Heimatverein Dramburg in Berlin.** Das Lungwurstessen am 22. Oktober erfreute sich eines unerwartet regen Zuspruchs. Die Fülle der gespendeten Blumen, die herzlichen Worte unseres Vorsitzenden Paul Dittmer sowie die musikalischen Darbietungen gaben dem Abend einen fast festlichen Charakter. Humorvolle Vorträge der Landsleute Bork und Koch und der anschließende Tanz mit altdeutschen Tänzen hielten die Heimattreuen bis 3 Uhr nachts gemütlich beisammen. - Die Novembersitzung mußte aus besonderem Grunde fortfallen. Nächster Heimatabend am 3. Dezember.

**Verein ehem. Fiddichower in Berlin.** Die diesjährige Weihnachtsbescherung findet am 17. Dezember, um 20 Uhr, statt; der Eintrittspreis beträgt 0,25 Mark. Laut Beschluß werden nur Kinder und Enkelkinder von Mitgliedern beschert. Zu dem am 21. Januar in der Lichtburg stattfindenden Maskenball werden die Eintrittskarten auf der Weihnachtsbescherung ausgegeben. Im Dezember findet keine Sitzung statt.

**Heimatverein Köslin in Berlin.** Nach Eröffnung des letzten Heimatabends durch Ldsm. Klein und nach Erledigung der Tagesordnung hielt Ldsm. Sonnenburg einen interessanten Vortrag über Gründungsfeiern und dergleichen in der Heimat vor 56 Jahren, der mit großem Beifall aufgenommen wurde. Ldsm. Scheunemann berichtet dann über seine Knabenjahre, wo er mit dem nachmaligen General Ludendorff, dessen Eltern im Nachbardorf als Gutsbesitzer lebten, des öfteren zusammen war. Nachdem noch verschiedene Postkarten und Grüße verlesen und zwei Neuaufnahmen (M. Seiffert und R. Parpart) erledigt waren, folgte ein gemütliches Beisammensein. - Nächster Heimatabend mit Adventsfeier und Tanz am 11. Dezember, wozu alle Mitglieder und Gäste herzlich eingeladen sind.

**Verein der Nipperwieser in Berlin.** Für den verhinderten Vorsitzenden begrüßte Ldsm. Fr. Rosenfeldt am letzten Heimatabend die Mitglieder und mehere Gäste aus der Heimat sowie einen Pflegling aus dem Sudetenland. Zur Heimatgeschichte teilte er mit, daß Nipperwiese bis vor 50 Jahren (1. April 1888) von zwei Schulzen, und zwar einem königlichen und einem adligen, mit je zwei Schöffen verwaltet wurde. Mit diesem Tage wurden die Amtsgeschäfte des adligen Schulzen aufgehoben und fortan nur von einem Gemeindevorsteher verwaltet. - Zum heutigen Neunaugenessen hatte Ldsm. Utecht jedes Mitglied mit einem kleinen Scherz bedacht, der große Heiterkeit auslöste. Die Hauskapelle sorgte anschließend für fröhliche Stunden. Für die Weihnachtsfeier am 1. Feiertag sind die zu bescherenden Kinder am nächsten Heimatabend, 10. Dezember, anzugeben.

**Pommernbund Südost in Berlin.** Die Novembersitzung stand noch ganz unter der freudigen Stimmung über den guten Verlauf des 30. Stiftungsfestes. Der Vorsitzende dankte nochmals allen Landsleuten für ihre Mitarbeit und die vielen Spenden zum Gelingen des Festes. Neu aufgenommen wurde Ldsm. Franz Witt aus Marwitz, den der Vorsitzende herzlich willkommen hieß. - Die Weihnachtsfeier findet am 18. Dezember statt. Wir erwarten das Erscheinen aller Mitglieder mit ihren Freunden. Nach einer gemeinsamen Kaffeetafel soll die Bescherung folgen, zu der die Kinderzahl in der nächsten Sitzung am 3. Dezember angegeben werden muß.

**Verein von Ückermünde in Berlin.** In der letzten Sitzung hielt der 1. Vors. einen Rückblick über unser stattgefundenes Herbstvergnügen. Es wurde beschlossen, die nächste Sitzung am 17. Dezember mit einer Weihnachtsfeier zu verbinden. Es wird gebeten, hierzu kleine Austauschgeschenke mitzubringen. Wir erwarten das vollzählige Erscheinen der Mitglieder und erinnern an die rückständigen Beiträge.

**Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art.** Der Heimatabend am 10. Dezember war dem Gedenken unserer kürzlich verstorbenen Mitglieder Paul Bendlin und Willem Henschel gewidmet. Für beide, denen die große Liebe zur pommerschen Heimat eigen war, hatte der Vorsitzende herzliche Worte der Dankbarkeit. Paul Bendlins Interesse war der pommerschen Geschichte und den Sagen zugewandt, die er kraftvoll in Prosa und Poesie behandelte - während Willem Henschel sich uns als gefühlvoller und humorbegabter Schilderer des kleinen Alltagslebens und als tief empfindender Freund der Natur zeigte. Eindrucksvoll trugen die Landsleute Görcke und Noffke Gedichte der Verstorbenen vor, und den musikalischen Rahmen gaben uns die Landsleute Dr. Hartmann, Dr. Neitzel und Konzertsängerin Lisa Messerschmidt, die - reizend in Rügianer Tracht gekleidet - drei von Dr. Neitzel vertonte und begleitete Gedichte von Henschel mit ihrer schönen Stimme sang. Reicher Beifall dankte den Vortragenden. - Nächster Heimatabend am 15. Dezember; bei weihnachtlicher Ausschmückung: plattdeutsche Vorträge von G. Gentzen und M. Schirmer, musikalische Vorträge und einige scherzhafte Sachen. Nächste Vorstandsabende am 5. Dezember und am 9. Januar. Die Damen treffen sich jeden ersten Dienstag im Monat im Teeraum Bellevuestraße.

## Gau Mitteldeutschland

**Pommernbund Erfurt.** Am 18. Oktober ist unser rühriger 1. Vors., Ldsm. Rüden, im 85. Lebensjahr gestorben. Er war als Landsmann und aufrechter Deutscher uns allen ein lieber, guter Freund geworden. Seine grenzenlose Liebe zur pommerschen Heimat und zu seinem Pommernbund gab er immer wieder in bewegten Worten Ausdruck. Wer ihn kannte, wird ihn nicht vergessen. - Die letzte Monatsversammlung stand noch ganz unter dem Eindruck des Ablebens von

Lösm. Rüden. Sein verwaister Stuhl war mit einer Girlande und seiner ihm lieb gewodenen blau-weißen pommerschen Fahne geschmückt. Auf dem Tisch stand, von Kerzen umrahmt, sein Bild. Lösm. Zynda gedachte in herzlichen Worten noch einmal der Verdienste des Entschlafenen, seiner Tätigkeit im Verein selbst, seiner Verbindungen mit den Nachbarvereinen und dem Reichspommernbund. Zwei Strophen unseres Pommernliedes und das Lied vom „Guten Kameraden", von Frau Goldbecker wirkungsvoll gesungen, umrahmten diese schlichte Feier. - Wir bitten, daß zur nächsten Monatsversammlung am 7. Dezember, in der der stellvertretende Vorsitzende gewählt werden soll, sämtliche Mitglieder mit ihren Angehörigen erscheinen.

**Verein heimattreuer Pommern in Halle.** In der Versammlung am 2. November gedachte der Vorsitzende in herzlichen Worten des verstorbenen Lösm. Rüden, der den Erfurter Pommernbund gegründet und bis zu seinem Tode geleitet hat. Ebenso wurde der verstorbenen Gattin unseres Lösm. Busse gedacht und das Andenken der Verstorbenen geehrt. Wir hatten die Freude, Lösm. Ritter aus Stettin begrüßen zu können, der uns einen interessanten Vortrag über unser Pommerland hielt. Dabei stellte er besonders die Aufgaben heraus, die der pommerschen Landschaft und ihrer Grenzlage entspringen und in der nächsten Zukunft gelöst werden müssen. Der Vortrag wurde mit großem Beifall aufgenommen und Lösm. Ritter hierfür herzlich gedankt. Anschließend wurde ein Heimatfilm gezeigt, der manchem von uns ein Stück seiner engeren Heimat wieder vor Augen führte und freudig begrüßt wurde. - Nächste Monatsversammlung am Mittwoch, dem 7. Dez. (nicht 5. Dez.) im Sitzungszimmer auf dem Bahnhof.

**Pommersche Landsmannschaft, Leipzig.** Unter zahlreicher Beteiligung veranstalteten wir am 2. Nov. unser Heimatessen. Nach Erledigung einer geschäftlichen Angelegenheit wurde unseres Lösm. Rüden aus Erfurt ehrend gedacht. Er möge, so führte Lösm. Gülzow aus, als echter Sohn der pommerschen Heimat allen ein Vorbild bleiben. - Prächtig mundete dann die pommersche Wurst aus Stargard. Die Landsleute Schmidt, Post und Mundt erfreuten uns, teils hoch-, teils plattdeutsch, durch unterhaltende Vorträge aus der schönen Heimat, während ein Arbeitskamerad aus dem Leipziger Westen einige herrliche Volkslieder sang. Allen wurde mit herzlichem Beifall gedankt. Im gemütlichen Teil spielte unsere Hauskapelle zum fröhlichen Tanz. - Am 7. Dezember Adventsfeier mit Julklapp.

**Pommernbund Magdeburg.** In der letzten Versammlung wurde unser Werbeabend im Rahmen einer Buchausstellung endgültig für den 23. November festgelegt. Unserem langjährigen Schriftführer, Lösm. Kluck, der nach Berlin versetzt wurde, ist ein Dank- und Abschiedsschreiben übermittelt worden. Frau Weber wurde zum 60. Geburtstag beglückwünscht. Beim fünften Gründungstage der NSG. „Kraft durch Freude" wird unsere Tanz- und Trachtengruppe in der Stadthalle mitwirken. - Nächste Versammlung am 7. Dezember.

**Pommernbund Naumburg.** Mit dem Heimgange unseres lieben Lösm. Rüden, Erfurt, haben auch wir einen treuen Freund verloren. Seiner wurde ehrend gedacht, ebenso auch der verstorbenen Frau Buth, die zwar seit Jahren von Naumburg verzogen ist, aber viele Jahre hindurch unser treues Mitglied war. Lösm. Schultz und der 1. Vorsitzende nahmen an der Trauerfeier für Lösm. Rüden teil und legten einen Kranz an seinem Sarge nieder. Beschlossen wurde, das Stiftungsfest, und zwar wie im Vorjahre in einfacher Weise, am 15. Januar zu feiern und damit wieder eine Verlosung zu verbinden, um Mittel für die zweite Rate der Sudetenspende zu erhalten. Wir bitten, es an reichlichen Gaben hierzu nicht fehlen zu lassen. - Die Versammlungen finden stets am zweiten Montag im Monat statt, eine schriftliche Einladung ergeht nicht mehr. Nächste Versammlung also am 12. Dezember, mit der wieder eine Adventsfeier verbunden ist und von der sich hoffentlich niemand ausschließt. Auch wird ein Vortrag über das Sudetenland gehalten werden.

### Gau Nordwestdeutschland

**Verein der Pommern in Neumünster.** In Abwesenheit des 1. und 2. Vorsitzenden leitete Lösm. Godglück die Versammlung am 19. November. Es wurde betont, daß der Heimatabend der gesamten landsmännischen Verbände gut besucht war und die Darbietungen jedem Teilnehmer gut gefallen haben. Veranstaltungen dieser Art sollen noch weiter und besser ausgebaut werden. Am 17. Dezember findet am Nachmittag die Kinderbescherung und am Abend ein gemeinsames Essen statt, zu dem sich die Teilnehmer vorher in eine Liste eintragen müssen. Das Ausschmücken der Festtafel übernimmt der Wirt. Es wird um rege Beteiligung gebeten.

**Verein der Pommern in Kiel-Gaarden.** Die Novemberversammlung erfreute sich eines schönen Besuchs. Nach Erledigung einiger geschäftlicher Angelegenheiten wurde beschlossen, die Kinderweihnachtsfeier am 18. Dezember, um 16 Uhr, im Vereinslokal abzuhalten. Weiter wurde das Eisbeinessen mit buntem Abend bei Lösm. Dornstedt auf den 21. Januar festgesetzt. Schließlich wurde angeregt, für die Mitglieder eine Sparkasse ins Leben zu rufen, aus der Unkosten für Ausflüge u. a. bestritten werden können. - Nächste Versammlung am 17. Dezember.

# BUCHBESPRECHUNGEN

**Die Spur des Juden im Wandel der Zeiten.** Von Alfred Rosenberg, Verlag Franz Eher, München; Preis 1,80 RM. — Gerade heute ist es notwendig, auf diese grundlegende Schrift Alfred Rosenbergs mit Nachdruck hinzuweisen. Sie ist bereits im Jahre 1919 geschrieben worden, ohne aber in der Zwischenzeit, da sie von Rosenberg auf Grund jüdischer Quellen erarbeitet worden ist, an Bedeutung eingebüßt zu haben. Im Gegenteil: diese Neuauflage beweist zu ihrem Teil die Richtigkeit des Judenproblems und seiner konsequenten Lösung, bezeugt die Gradlinigkeit nationalsozialistischer Auffassung in der Judenfrage, in der es heute weniger denn je irgendwelche Kompromisse gibt - und sie bringt eine Fülle historischen Materials, das Schlaglichter über Schlaglichter auf die unheilvolle Tätigkeit des Judentums wirft. Jeder Deutsche sollte sich mit diesem Buch beschäftigen. er.

**Auf steht das Reich gegen Rom.** Von Hermann Hirsch, Verlag Georg Truckenmüller, Stuttgart; Preis 4,80 RM. — Ein Buch, das man gern ein zweites und ein drittes Mal lesen wird: so elementar sind in 19 Kapiteln markante und in ihrer Tragweite jeweils bedeutsame Zeitpunkte der deutschen Geschichte dargestellt. Wie sich die deutsche Seele freigemacht hat, wie sie sich empört hat gegen Überfremdung, gegen römische Vorherrschaft, wie sie um sich selbst in zwei Jahrtausenden gerungen hat, das ist der Inhalt der einheitlich ausgerichteten historischen Skizzen. Sie sind in Aufbau und Sprache gleich stark, sie offenbaren die tiefsten Wesenszüge der großen Deutschen, die Wegbereiter waren zur „Nordischen Renaissance" unserer Zeit. Der politische Katholizismus aber findet in ihnen sein gerechtes Urteil, von dem jeder politisch denkende Deutsche wissen sollte. er.

**Lebendiger Staub.** Rußlands Jugend im Kampf gegen die GPU., von Boris Solonowitsch, Essener Verlagsanstalt, geb. 5,80, br. 4,00 RM. — Wer „Die Verlorenen" von Iwan Solonowitsch, einem Bruder des Verfassers des hier genannten Buches, oder wer von Tamara Solonowitsch „Hinter den Kulissen der Sowjetpropaganda" gelesen hat, der wird mit innerer Spannung auch Boris Solonowitsch anhören, was er vom „Sowjetparadies" am eigenen Leibe erlebte. Jahrelang mußte er in Gefängnissen schmachten, mußte er Zwangsarbeiten verrichten - er, der als Jugendführer, als begeisterter Patriot der Sowjetunion unerbittlichen Kampf angesagt hat. Am 28. Juli 1934, am gleichen Tage wie sein Bruder Iwan, beginnt seine

abenteuerliche Flucht durch die Sümpfe und Urwälder Kareliens, bis er auf finnischem Boden in Sicherheit kommt. Was Solonowitsch schreibt, ist so unmittelbar und so wuchtig in Gedanken und Geschehen, daß sein Buch in der antibolschewistischen Literatur immer in vorderer Reihe stehen wird. er.

**Weibliche Landjugend im Grenzland Ostpommern.** Von Irene Scheibe, Verlag Kurt Vowinckel, Heidelberg; Preis 5,50 RM. — Diese in den „Beiträgen für Raumforschung und Raumordnung" erschienene Arbeit wird gerade in Pommern größtem Interesse begegnen, und wir müssen der Verfasserin dankbar sein, daß sie mit so viel Liebe, so viel Einfühlungsvermögen, so umfassender Kenntnis eine grenzpommersche Frage erschöpfend behandelt hat, die Aufgaben über Aufgaben jetzt und in Zukunft stellt. Irene Scheibe geht in ihrer Arbeit von der dreifachen Bedeutung des Landes aus: als Ernährer, als Quelle der Regeneration und als Grundlage einer kulturellen Erneuerung - und sie untersucht in tiefschürfenden Abschnitten, ob die weibliche Landjugend dieser typischsten Agrarlandschaft Deutschlands als künftige Mutter, Hausfrau, Wirtschaftsgehilfin des Mannes, als Hüterin ländlicher Sitte und Kultur den ihr gesetzten Aufgaben gewachsen ist. So entstand eine psychologische Studie, die in hervorragendem Maße politische Werte und Wertungen in sich trägt und die über Pommern hinaus für alle anderen Landschaften richtungweisende Erkenntnisse bringt. Sie sollte von allen gelesen werden, denen eine glückliche Lösung der Landjugendfrage, deren tatsächliche Existenz noch längst nicht hinreichend bekannt ist, am Herzen liegt. er.

**Feuerprobe.** Roman von Richard Calow, Verlag Holle & Co., Berlin, geb. 7,80, kart. 6,20 Mark. - Ich muß es vorweg sagen: Über dieses Buch, das von einem Pommern geschrieben ist und größtenteils in der pommerschen Landschaft spielt, ließen sich viele Seiten schreiben, und wir werden deshalb gern Gelegenheit nehmen, unseren Lesern bald einen tieferen Einblick durch Abdruck eines Kapitels dieses weit ausgebauten Heimatromans zu vermitteln. Auf Alt Warrin, dem pommerschen Gute, beginnt die Handlung um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert. - Lorenz und Wilhelm von Werfelow, die Söhne des Gutsherrn, stehen in ihrem Mittelpunkt: Offizier wie der Vater der eine, Referendar in der Berliner Wilhelmstraße der andere. Beide erleben sie mit fühlendem Herzen den Niedergang Preußens und die Glanzjahre Napoleons, beide reihen sie sich ein in die Scharen der Kämpfenden, fechten hier und da für Preußens Ehre und stehen schließlich als Verteidiger in Kolberg, wo Wilhelm im Kampf um die Maikuhle sein Leben opfert. - Ja, das sind pommersche Menschen, die hier um Heimat und Ehre ringen: treu und edel, kraftvoll und hartnäckig. Und es ist ein wahrhaftiger Roman: schlicht in der Sprache, klar in der Zeichnung seiner Gestalten, spannend bis zur letzten Seite. Kein Pommer, der nicht dieses in sich starke Buch lesen müßte! Jeder wird mit mir bedauern, daß Richard Calow leider schon nach Erscheinen dieses seines ersten Buches von der Erde abberufen wurde. ri.

**Durst.** Erzählung von Wolf Justin Hartmann, Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg, Preis 4.50 Mark. - Wenn je eine Erzählung an die tiefsten Tiefen des Menschenherzens rüttelt, dann muß diese in vorderster Linie genannt sein: sie überrascht, sie erschüttert. Man bedenke - nur ein Ritt, ein eintägiger Ritt durch die Wüste Sinai gibt Handlung und Gedankenwelt der Schilderung ab! Ein deutscher und ein türkischer Offizier stehen in ihrem Mittelpunkt. Und mit ihnen läßt Hartmann in seiner ungemein starken Darstellungskraft den unendlichen Zauber der Wüste erleben, zeichnet er die körperlichen und seelischen Qualen des Durstes, formt er den Kampf des Willens mit dem Geschick, wobei sich in überzeugenden Tönungen die rassischen und religiösen Verschiedenheiten der um ihr Leben ringenden Offiziere kundtun. Ein eintägiger Ritt, aber so reich an Gedanken und verinnerlichtem Geschehen, daß wir Hartmann danken müssen, uns diese Erzählung nach Jahren dramatischen Schaffens geschenkt zu haben. ri.

**König Vogler.** Sage vom Bauern, Reiter und König, von Heinrich Luhmann, Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld, Preis 5,60 Mark. - Das ist ein in Sprache und Form gleich starkes Buch, das weit über den Rahmen einer historischen Erzählung hinausragt und durch die Unmittelbarkeit seiner Schilderung in jeder Phase zum Miterleben reizt. König Vogler ist kein anderer als der Sachsenkönig Heinrich - jener König also, den erst die nationalsozialistische Geschichtsauffassung den ihm gebührenden Platz als Begründer des Ersten Reiches, als Wegweiser in den Ostraum zugewiesen hat. In den zwölf Nächten der Wintersonnenwende läßt Luhmann einen alten Mitstreiter des Königs, den Bauern Eike Einarm, von seinem großen Herrn erzählen, dem er wie ein Bruder zugehörte. Um ihn, auf der Deele seines Hofes, sitzen die Sassenmänner und lauschen den Erinnerungen des Greisen. Erinnerungen von so gewaltiger Fülle und so mitreißender Darstellungskraft, daß sich gleichsam ein tiefes Geheimnis um den Sachsenkönig zu weben scheint. Das prächtige Buch sollte viele Leser finden. ri.

**5000 Jahre Segelschiffe.** Von Hans August Craemer, Verlag F. C. Lehmann, München, Preis 12,00 RM. — Diese Entwicklungsgeschichte der Segelschiffe ist schlechthin vollkommen, sie ist so eindringlich und so umfassend, daß sowohl der Laie als auch der Fachmann oder der schiffsbegeisterte Junge an dem prächtig ausgestatteten Buch seine Freude haben wird. Es erhält seine besondere Note dadurch, daß sein Verfasser nicht nur Schiffbauer und nicht nur Historiker, sondern gleichzeitig und in hohem Maße auch Maler ist. So sind seine 80 Bilder vom Segelschiffbau aller Zeiten und Kulturkreise der Erde wahre Meisterwerke, die im Verein mit dem tiefgründigen, voller interessanter Einzelheiten steckenden Text ein kostbares Buch entstehen ließen. Dieses Standardwerk müßte gerade in Pommern, dem Lande am Meer, ungezählte Freunde finden. er.

**Vier Jahre am Feind.** Meine Erlebnisse im Feld, von Colin Roß, Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig; geb. 3,60 RM., br. 2,90 RM. — Dieses Kriegsbuch hat Colin Roß bereits vor 20 Jahren geschrieben, im letzten Jahre des Weltkrieges, als er verwundet im Lazarett lag. Aus diesem Grunde auch spricht jede Zeile des Buches unmittelbar an, ist lebendige Geschichte gestaltet, die zusammen mit der ausdrucksvollen dichterischen Sprache ein plastisches Bild der Kämpfe in Belgien, Frankreich, Serbien und Rußland gibt. Dabei sind es weniger (wie in den vielen anderen Kriegsbüchern) lediglich sachliche Schilderungen von Schlachten, Siegen und Niederlagen, von Nöten und Opfern, sondern es ist das Erlebnis, das innere Erlebnis des Frontsoldaten, es ist das unumstößliche Vertrauen auf den großen Endsieg, es ist also ein gewaltiges Dokument deutscher Kraft und Unsterblichkeit, das uns mahnend durch die Schwere der Kriegsjahre führt. Ein Frühwerk zwar, aber ein echter Colin Roß, wie ihn jeder aus seinen starken Reisebüchen kennt. er.

**Unvergleichliche deutsche Infanterie.** Schicksale einer Waffe, von Hans Hennig Freiherr Grote, Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg; geb. 5,80, kart. 4,80 RM. — Es war zu allen kriegerischen Zeiten so, daß die Infanterie die Hauptlast eines Kampfes trug, daß ihre Stärke entscheidend für den Ausgang einer Schlacht war: sie war eben, und sie ist es noch heute, die Hauptwaffe jedes Heeres. Diese Tatsache bildet die Grundlage für das vorliegende Buch, das als ein wahrhaftes Hohelied der Infanterie bezeichnet werden kann. Hier leben die größten Schlachten der Geschichte bis zum Weltkrieg in einer derart fesselnden Darstellung wieder auf, daß nicht nur ein wertvoller Beitrag zur Kriegsgeschichte, sondern darüber hinaus für den Infanteristen ein beglückendes Erinnerungsbuch und für die Jugend ein farbiges Bild der großen deutschen Vergangenheit entstanden ist. er.

**Österreichs Weg ins Reich.** Von Hans-Heinrich Welchert, Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg, geb. 4,80, kart. 3,80 Mark. - Es gibt Geschichtsbücher, die sich, fesselnd und immer neue Spannungen auslösend, wie ein Roman lesen, die man in einem Zuge verschlingen möchte und die man erst gedankenvoll aus der Hand legt, wenn die letzte Seite erlebt ist. Zu diesen möchte ich Welcherts Buch rechnen, und darin liegt zu allererst seine Stärke. Österreichs Weg von 1917 bis in unsere Tage, bis zur Heimkehr ins große Reich: das ist das Thema, das hier ebenso umfassend und tiefschürfend, wie packend und mitreißend gestaltet ist. Wir kennen diesen Weg und - kennen ihn doch wieder nicht! Wir ermessen die befreiende Tat des Führers und - wissen doch zu wenig um die vielfältigen geschichtlichen und innerpolitischen Zusammenhänge. Jeder Deutsche sollte dieses lebendige Buch beachten: Tragik und helle Freude eines deutschen Stammes offenbaren sich ihm. ri.

**Der Führer in Pommern.** Ein Bildwerk vom Gautreffen Pommerns der NSDAP. in Stettin vom 10. bis 12. Juni 1938; Preis 1,50 RM. — Dieses großartige Buch gehörte eigentlich in jedes pommersche Haus, denn es ist der bildhafte Ausdruck eines Gemeinschaftserlebnisses, das kaum eindringlicher und umfassender in seinen Erinnerungswerten gestaltet werden kann. Fast 200 ganz vorzügliche Aufnahmen zeigen zunächst in aller Lebendigkeit Ausschnitte vom Gautreffen selbst, dann die gewaltige Heerschau auf der Quistorpaue, als Rudolf Heß mit den Kriegshetzern abrechnete, und schließlich das große Erlebnis, als Hunderttausende Adolf Hitler umjubelten. Es ist schon ein Bildwerk, das man immer gern wieder zur Hand nimmt und für dessen Herausgabe wir dem Gaupresseamt Pommern der NSDAP. dankbar sein müssen. or.

**Die Welt im Spiegel der Rassenseele.** Eine weltanschauliche Kampfschrift von Curt Brenger, Verlag Ferd. Hirt, Breslau, Preis 2,00 RM. — Diese hervorragende Schrift, die sich im wesentlichen auf die Forschungen von Günther und Clauß aufbaut, ist ein leidenschaftliches Bekenntnis zur nationalsozialistischen Rassenlehre. Der Verfasser, Gauschulungsleiter im Gau Düsseldorf, stellt hierbei das Geistig-Seelische in den Vordergrund seiner Betrachtungen, weil „gerade Geist und Seele die Haltung des nordisch-deutschen Menschen" prägen. Aus der Rassenseele leitet er die kulturschöpferische Kraft her, und er setzt sich weiterhin mit allen Momenten auseinander, die eine wirksame Entfaltung der Rassenseele irgendwie behindern, um dann abschließend die deutsche Rassengesetzgebung und insbesondere die Nürnberger Gesetze scharf umrissen zu behandeln. Das Buch gehört wegen seines klaren Aufbaus in die Hand jedes Deutschen. ri.

**Die neuen Wege in der deutschen Wirtschaft.** Von Ludwig Siebert, Verlag J. F. Lehmann, München, kart. 2,00, geb. 3,00 RM. — Die erste Auflage dieses Buches des Bayrischen Ministerpräsidenten erschien bereits 1936. Auf ihr baut sich, neu bearbeitet und stark vermehrt, die vorliegende Ausgabe auf. In allgemeinverständlicher Form entwickeln sich hier die Grundideen nationalsozialistischer Wirtschaftsauffassung und es wird insbesondere der Nachweis geliefert, daß das heutige Deutschland „ebenso weit von bolschewistischer Wirtschaftsführung abgewendet wird, wie es auch entfernt ist davon, die Wirtschaft dem Großkapital auszuliefern". Dadurch, daß in den einzelnen Kapiteln wertvolles Zahlenmaterial verarbeitet ist, daß das Buch bis in die letzten Ereignisse des Jahres 1938 hineinreicht, gibt es auf alle Wirtschaftsfragen klare Antwort. Es ist damit eine unerläßliche Aufklärungs- und Schulungsschrift, der weiteste Verbreitung gewünscht werden muß. or.

**Abriß der Deutschen Kaisergeschichte 900 bis 1250.** Von Dr. Franz Lüdtke, Verlag W. Kohlhammer, Leipzig, Preis 1,80 RM. — Unsern Lesern ist der Verfasser seit Jahren als Lyriker und durch seine Werke über Heinrich I. und über Kaiser Lothar als Historiker bekannt. In seinem neuen Buch, das in der weit verbreiteten Schaeffer-Reihe erschienen ist, vermittelt er uns in knappen, aber trotzdem tiefgründigen und umfassenden Abschnitten die ersten Jahrhunderte deutscher Volkwerdung. Er geht hierbei von Rasse, Recht und Raum als Grundgegebenheiten aus und gestaltet so ein einprägsames Bild unserer mittelalterlichen Kaisergeschichte, aus der sich die verhängnisvolle Südpolitik, der Kampf mit dem Papsttum, aber auch die Erkenntnis des deutschen Ostens heraushebt. Zum Studium und zur Schulung ist die Schrift besonders geeignet. or.

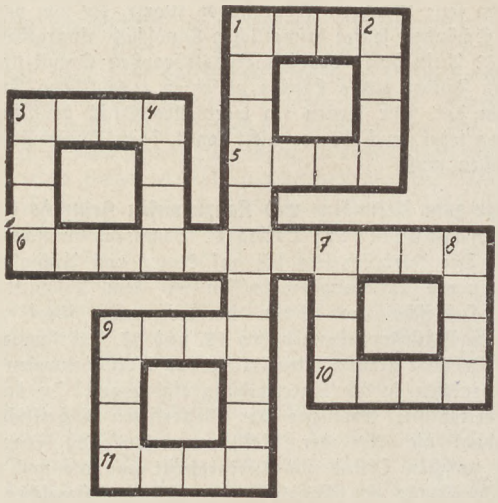
**Die Kaufleute des Kaisers.** Roman der Hanse, von Hans-Heinrich Hollenbach, Frundsberg-Verlag, Berlin, geb. 6,80, br. 5,80 RM. — Die große Zeit der Hanse, jenes Städtebundes, dessen Handelsverbindungen weit in alle Welt reichten, ist schon immer ein lockendes Ziel zur Romangestaltung gewesen. Eines der schönsten Bücher aber ist unzweifelhaft das vorliegende, das in geschichtlicher Treue und unerhörter Spannung ein machtvolles Jahrhundert hansischer Tatkraft aufleben läßt. Es ist ein wahrhaftiges Kulturgemälde mittelalterlicher Lebenshaltung und behandelt die Kämpfe der deutschen Hanse um den Stalhof, das berühmte Londoner Handelskontor. Dieses Buch fesselt, weil es echt ist - wir müssen es lieben, weil es kämpferisch ist. ri.

**In der Heimat.** Von Ernst Wiechert, Verlag R. Piper & Co., München, kart. 6,00, geb. 7,80 RM. — Hier hat uns Wiechert ein Landschaftsbuch geschenkt, wie es nur wenige deutsche Gaue ihr eigen nennen - ein Ostpreußenbuch, in dem Wort und Bild sich zu allerstärkstem Ausdruck vereinen. Man weiß nicht, was man mehr hervorheben soll: Wiecherts lobpreisende Worte, die ihm von der urwüchsigen Schönheit seiner heimatlichen Landschaft eingegeben wurden, oder die 72 Aufnahmen des Malerphotographen Gerull-Kardas, der den ganzen Zauber dieses Landes in seinen wesentlichen Äußerungen eingefangen hat. Wir lernen ein wertvolles Stück deutscher Heimat kennen, das jeder, auch der es nicht kennt, beim Durchblättern dieses Buches lieben muß. ri.

**Beiträge zum Urkunden- und Kanzleiwesen Heinrichs des Löwen.** Von Fritz Hasenritter, Verlag L. Bamberg, Greifswald, Preis 4,80 RM. Der Verfasser setzt sich auf Grund von Archivstudien und anderen neueren Forschungsergebnissen mit dem Abschnitt über die Urkunden Heinrichs des Löwen in Buchwalds Werk von 1882 „Bischofs- und Fürstenurkunden des 12. und 13. Jahrhunderts" auseinander. Darüber hinaus wird weiter das Urkundenwesen und auch die Urkundenlehre in die Untersuchung einbezogen. Zu der letzteren gehören weiter die Geschichte der klösterlichen Schriftschulen und Schreibstuben, die Art der Urkundenausfertigung, ihre Schrift, Vergleiche zwischen Diktat und Niederschrift und die nach und nach erfolgte Einrichtung von Kanzleien am Hofe der Herrscher, wie eine solche auch bei Heinrich dem Löwen, „dem größten Territorialherren seiner Zeit neben dem Kaiser", vorhanden war. Der Verfasser behandelt die Urkunden nach äußeren und inneren Merkmalen. Der Anhang seiner Untersuchung enthält unter anderen auch nachgewiesene Fälschungen der Urkunden und weiter ein Register der bearbeiteten Urkunden Heinrichs des Löwen. In ihm sind ebenfalls eine Siegeltafel und Schriftproben enthalten. - Die Arbeit dient in erster Linie der wissenschaftlichen Forschung und gehört als Folge 6 der Greifswalder Abhandlungen in den Bestand der Studienbüchereien und Bibliotheken. re.

# RÄTSEL

### Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. oriental. Tonwerkzeug, 3. Federvieh, 5. Regel, 6. Glückwunsch, 9. Ruhe, 10. Ruf - Gerücht, 11. Verkehrsmittel. Senkrecht: 1. Körnchenbildung, 2. Zwerg, 3. alkohol. Getränk, 4. flüssiges Obst, 7. Behälter, 8. kleine Rechnung, 9. Verbrechen.

### Silbenrätsel

a - a - bar - cha - da - da - de - eg - frank - furt - ga - ge - gel - god - ho - i - i - lert - mo - ne - nix - re - re - sal - se - sonn - ta - tag - ter - the - win - wol.

Aus den obigen Silben sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und die vierten Buchstaben, auch von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. (ch = ein Buchstabe.)

1. Stadt am Main, 2. Blume, 3. Mädchenname, 4. Ruhetag, 5. Stadt am Montblanc, 6. englischer Schriftsteller, 7. Ackergerät, 8. russischer Strom, 9. Storch im Volksmund, 10. deutscher Dichter, 11. Unterhaltungsstätte, 12. nordamerikanischer Staat, 13. Brettspiel.


**Alle technischen Neuheiten**

erfahren Sie laufend in ausführlicher Form durch das regelmäßige Lesen der

**„TECHNIK IN POMMERN"**


### Silbenrätsel

au - bel - ber - bert - chi - dan - de - dü - e - ec - eil - el - fahr - för - gei - haus - im - jas - jor - ke - ker - kern - korb - le - li - men - ment - mit - mund - na - ne - neu - neu - ni - ro - rurg - see - ser - stub - te - tol - tuc - u - veau - wa - was.

Aus obigen Silben sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch Goethes ergeben. (j = i, ch = ein Buchstabe.)

1. russischer Fluß, 2. Imkereigerät, 3. Stadt an der Kieler Bucht, 4. Landschwund, 5. Halbinsel Rügens, 6. Fluß in Nordrußland, 7. Kurort bei Ribnitz, 8. Stadt in Ostpreußen, 9. Fahrzeug auf dem Stettiner Haff, 10. Männername, 11. Wagnersche Opernfigur, 12. Mädchenname, 13. deutscher Dichter, 14. Grundstoff, 15. Hafen bei Danzig, 16. gleicher Rang, 17. See bei Misdroy, 18. Wundarzt, 19. Eisenbahnstation am Frischen Haff.

### Kopfansetzrätsel

Konto - Rüffel - Porto - Osten - Ähre - Eger - Vers - Ingo - Mission - Eder.

Vorstehende Wörter sind jeweils durch Voransetzung eines Kopfzeichens in Wörter anderer Bedeutung umzuwandeln, deren neue Zeichen, in gleicher Folge gelesen, ein Stopfgerät nennen.

### Enträtselung

ine ferroh gats tis minessand ltas.

Die Buchstaben der oben angegebenen Wörter sind einzeln so umzustellen, daß sich ein bekanntes Sprichwort ergibt.

### Besuchskartenrätsel

IRENE SCHIND

Welchen Beruf hat die Dame?

## Auflösungen aus dem November-Heft

### Kreuzworträtsel

Waagerecht: 4. Kali, 6. Dorn, 7. Solei, 8. Bett, 10. egal, 12. der, 14. halbe, 15. Aktie, 16. Ida, 18. Ehre, 21. Fete, 23. Herde, 24. Hebe, 25. Ente. Senkrecht: 1. Lake, 2. Bulle, 3. Erna, 5. ist, 6. die, 9. Talar, 11. Gatte, 12. Dei, 13. Raa, 17. Darre, 19. Hieb, 20. Ehe, 21. Fee, 22. Tete.

### Zum Schütteln

Eilpost - Pistole.

### Silbenrätsel

1. Diskussion, 2. Arabella, 3. Uhu, 4. Erbhof, 5. Ringkämpfer, 6. Neckerei, 7. Dietrich, 8. Eigenart, 9. Stümperei, 10. Generalversammlung, 11. Luftdruck, 12. Unfriede, 13. Erbsbrei, 14. Cellist, 15. Kamenz, 16. Ilmenau, 17. Sauerstoff, 18. Träumerei, 19. Nikotin, 20. Unband, 21. Ringelblume, 22. Insulin.

Dauerndes Glück ist nur in Aufrichtigkeit zu finden.

### Halbierrätsel

Die Ringenden sind die Lebendigen.


Hauptschriftleiter und verantwortlich für Text und Bild: Odo Ritter, Stettin. — Sprechstunden der Schriftleitung: Täglich, außer Sonnabend, von 11 bis 12 Uhr. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Gerhard Hanisch, Stettin. — DA. III. Vj. 1938 4483. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 10. — Druck: F. Hessenland, Stettin. — Verlag: Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Stettin, Breite Straße 51. — Fernruf 2 58 91. — Für unverlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung nur gegen Rückporto. — „Das Bollwerk" erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährlich 1,50 RM. zuzüglich Bestellgeld. Einzelheft 60 Pf. zuzüglich Porto. Das Abonnement läuft weiter, falls bis jeweils 30 Tage vor Quartalsschluß keine Abbestellung erfolgt.





BIBLIOTEKA INSTYTUTU BAŁTYCKIEGO W GDAŃSKU

B01101 III

Wieder naht das schöne Fest des Schenkens, das Weihnachtsfest. Allenthalben hegt man geheime Wünsche, trifft man Vorbereitungen. Damit jeder Freude bereiten und schenken kann, halten wir eine große Auswahl schöner, praktischer und vor allem preiswerter Festgeschenke bereit. Alle lassen deutlich unsern Grundsatz erkennen: Jeder soll schenken können.

Seit 1742

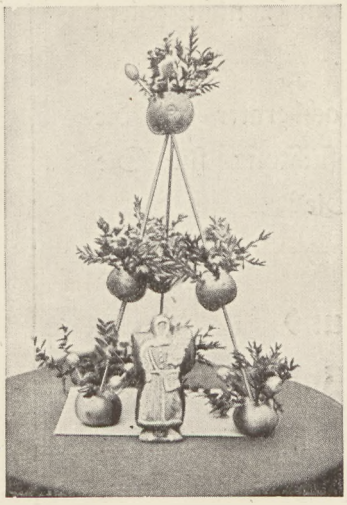
**Rückforth**
**LIKÖRE**

Allen Berliner Pommern empfehle zu Weihnachten mein Uhren- und Goldwaren-Geschäft / Großes Lager in allen Schmuck-Geschenkartikeln, sowie WMF-Bestecke Ankauf von Bruch-Gold, -Silber, -Platin, altem Granatschmuck, sowie Doublé
**Max Strassenburg,** Uhrmachermstr. u. Juwelier, **Berlin N 4,** Brunnenstr. 35
Mitglied des Heimatvereins Köslin und Umgegend

**Das ideale Weihnachtsbuch!**

**Pommersche Lebensbilder**
Zwei Bände. Pommern des 19. und 20. Jahrhunderts
Band I 456 Seiten, 43 Abbildungen. Band II 443 Seiten, 36 Abbildungen
Jeder Band broschiert 6,50 RM., Leinen 7,20 RM.
Band III erscheint voraussichtlich im Januar 1939
**Leon Sauniers Buchhandlung, Stettin**
Durch jede Buchhandlung zu beziehen

**Unsere Aufgabe: Dienst am Leben:**
**Diene mit, werde Mitglied der NSV.**



Weihnachtsgestell aus Schwaben
(Aufn.: Fehrle)

**Winterfeste und Weihnachtsbräuche**

zusammen mit dem Brauchtum des ganzen Jahreslaufes zeigt Prof. Dr. E. Fehrle in seinem Buche.

**Deutsche Feste und Jahresbräuche**

4. Auflage. Mit 45 Bildern. In künstlerischem Einband RM 3,60
*Durch alle Buchhandlungen zu beziehen*
**Leipzig / B. G. Teubner / Berlin**

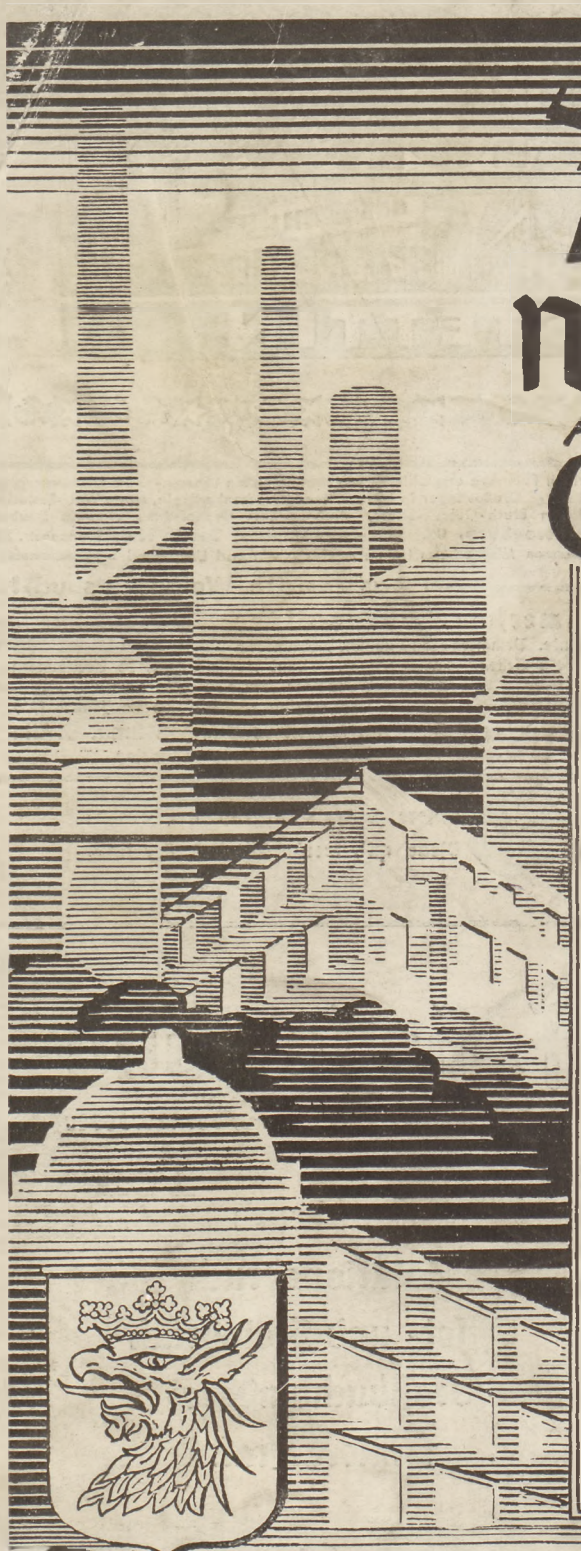
# F. Hessenland

Stettin, Große Domstr. 6-9 · Fernruf 303 40 u. 366 20

**Buchdruck**
**Rotationsdruck**
**Offset- und Steindruck**
**Großbuchbinderei**
**Liniieranstalt**

**Hessenlanddruck ist Qualitätsarbeit**

BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
GDAŃSK
Cm 13198



# Die niedrigen Tarife

## für Gas und Strom

schaffen überall die Voraussetzung zu einer ausgiebigen Verwendung von Gas und Strom und erschließen neue Anwendungsgebiete. Jede Mehranwendung von Elektrizität und Gas führt aber zu einer betrieblichen Verbesserung, nicht zuletzt auch in wirtschaftlicher Hinsicht.

Bitte, fordern Sie unsere Fachberater an, die Ihnen ohne irgendeine Verpflichtung für Sie Vorschläge unterbreiten, wie Sie

**im Haushalt**
**im Gewerbe und**
**in der Industrie**

alle technischen und tariflichen Möglichkeiten am zweckmäßigsten sich zunutze machen können.

# Stettiner Stadtwerke GmbH